



OÖ Niederwild-
Symposium 2018:

Niederwild unter Druck

Ursachen, Entwicklungen,
Maßnahmen

Sehr geehrte Damen und Herren! Liebe Weidkameraden und Niederwildinteressierte!



Viele Offenlandarten wie Feldhase, Rebhuhn und Fasan, aber auch Kiebitz oder Feldlerche finden in der Agrarlandschaft heute zunehmend schlechte Lebensbedingungen vor.

Die Nahrung ist monoton und die Deckung wenig, womit nur mehr ein geringer Teil des Nachwuchses den ersten Geburtstag erreicht. Für diese geschrumpften Populationen in suboptimalen Lebensräumen ist der Einfluss von Raubwildarten besonders relevant.

Wie können nun wir Jäger dem Artenschwund in den Felder- und Wiesenrevieren entgegenwirken?

Im Rahmen des Oberösterreichischen Niederwildsymposiums 2018 werden geeignete biotopgestaltende und

vor allem jagdliche Maßnahmen für einen erfolgreichen Artenschutz aus Wissenschaft und Praxis vorgestellt.

Es soll den Praktikern aus der Jagd aber auch die Möglichkeit zum Erfahrungs- und Informationsaustausch gegeben werden.

Motivation ist der Schlüssel zum Erfolg – wer aufgibt, hat schon verloren! Durch Nichtbejagung unserer Niederwildarten wird sich weder der Feldhase, noch der Fasan und schon gar nicht das Rebhuhn wieder in größeren Zahlen vermehren.

Sepp Brandmayr

Landesjägermeister

ÖR Sepp Brandmayr



OÖ LANDESJAGDVERBAND

NIEDERWILD- SYMPOSIUM 2018

Freitag, 2. Februar 2018, Vöcklamarkt

Moderation: LJM-Stv. Ing. Volkmar Angermeier

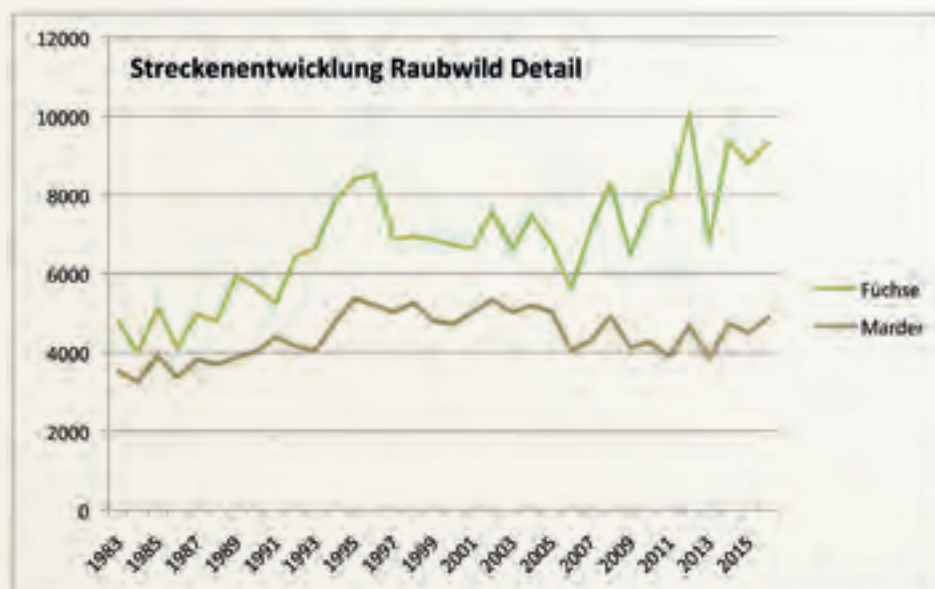
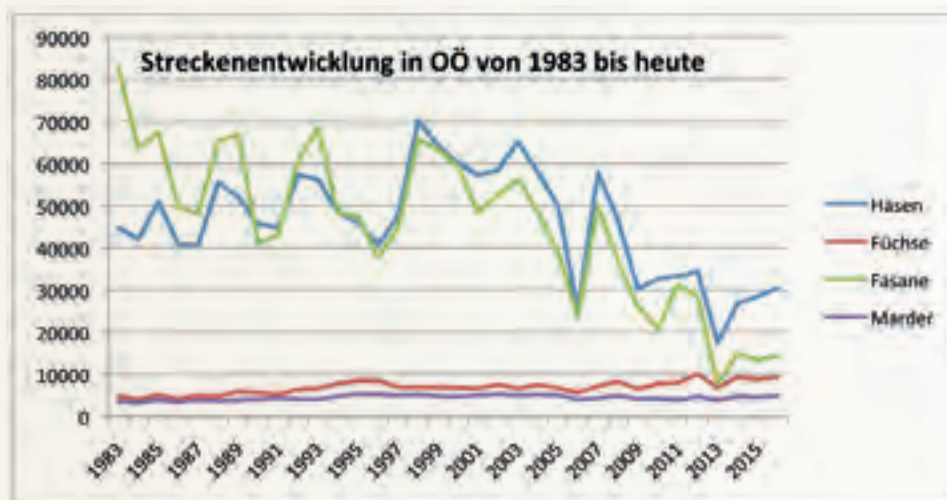
- 09:00** **Begrüßung und Grußworte**
- 09:30** **Ing. Richard Sturm:** Oberösterreichische Raubwildjagd in Zahlen
- 09:45** **Dr. Volker Guthörl:** Raubdruck und Niederwild: Synthesen zur ökologischen Dominanz der Prädation in Kulturlandschaften
- 10:45** Pause
- 11:00** **Wildmeister Christoph Hildebrandt:** Das Mögliche tun
- 12:00** Mittag
- 13:00** **Dr. Daniel Hoffmann:** Prädatoren in der modernen Kulturlandschaft regulieren!?
- 14:00** **Revierjagdmeister Elmar Eickhoff:** Mit zweierlei Maß – Vergleich von Umfang, Intensität und Bedeutung der Schalenwildbejagung zur Prädatorenbejagung und die Folgen für Artenschutz und Niederwildhege
- 15:00** Pause
- 15:15** **Wolfgang Pölzl:** Wieso gibt es so große Unterschiede bei den Niederwildstrecken?
- 16:15** Ende

Die schriftlichen Referate der Vortragenden wurden im Original übernommen, für den Inhalt ist der Autor verantwortlich.

Die oberösterreichische Raubwildjagd in Zahlen

Schon seit Längerem ist eine Zunahme unseres Raubwildes, in der heutigen Zeit ein eher unschickes Wort, für die Jäger zu erkennen. Bereits beim letzten Niederwildsymposium 2014 wurde von

allen Referenten auf den Rückgang unseres Niederwildes und die Zunahme des Raubwildes, besonders von Fuchs und Marder, hingewiesen. Die Raubwildichte der letzten Jahre ist dennoch so hoch wie nie zuvor.



Schon im letzten Symposium wies Dr. Spittler darauf hin, dass eine konsequente Raubwildjagd und Hege des Niederwildes nur mehr selten durchgeführt wird. Außerdem sei es ernüchternd, wie viele Füchse derzeit erlegt werden, da es sich dabei eher um „Beifänge“ bei der Schalenwildjagd als um Niederwildhege handle.

Entscheidend ist ja bekanntlich nicht wie viele Prädatoren entnommen werden, sondern viel mehr wie viele noch im Revier verbleiben. Hinterfragt man oben angeführten Abschlußzahlen und legt man sie auf den einzelnen Jäger um, so kommt die traurige Realität zum Vorschein.

Stück/Jäger in OÖ 2016/17	
Rehwild	3,95
Hase	1,60
Fasan	0,76
Fuchs	0,49
Marder	0,26
Rotwild	0,19
Dachs	0,08
Gams	0,09
Iltis	0,04
Wiesel	0,03
Rebhuhn	0,003

Pro Jäger werden nur ca. 0,5 Füchse und 0,26 Marder und 0,03 Wiesel pro Jahr erlegt. Anders ausgedrückt erlegt der oö. Jäger nicht einmal ein Stück Haarraubwild im Jahr, nur jedes zweite Jahr einen Fuchs, ca. alle vier Jahre einen Marder und in einem durchschnittlichen Jägerleben etwa zwei Wiesel und Iltisse!!

Wiesel und Marder werden bis auf wenige Ausnahmen mit der Falle erbeutet, die Fallenjagd wird jedoch aus verschiedensten Gründen immer seltener ausgeübt.

Dr. Guthörl befasst sich in seinem nachfolgenden Beitrag ausführlich mit dem Thema **Raubdruck und Niederwild**. In einem Beitrag im Weidwerk von 12/94 führte Dr. Guthörl an, dass bei hohen Fuchsdichten selbst bei mehreren Sätzen von Junghasen bis zur herbstlichen Treibjagd kaum mehr etwas übrigbleibt.

Er erwähnte darin auch, dass sich die Hasenbesätze durch keine Einzelmaßnahme effektiver steigern lassen, als durch die Reduktion des Fuchses.

Es muss sich jeder Jäger selbst die Frage stellen, ob es für ihn nicht doch auch möglich wäre, auch nur ein Stück Haarraubwild pro Jahr im eigenen Revier zu erlegen, da auch der Einfluss des Fuchses auf Rehkitze nicht von der Hand zu weisen ist.

Dr. Vodnansky meinte 2014 bei seinem Vortrag, dass es früher in Tschechien und der Slowakei sehr viele Brachflächen gab, da die Landwirte kein Geld für Saatgut hatten, um die Felder zu bestellen. Niederwild gab es damals jedoch trotz idealer Lebensräume wenig, da das Raubwild nicht entsprechend bejagt wurde.

Dass eine konsequente Niederwildhege mit viel Arbeit und Engagement verbunden ist, ist hinreichend bekannt. Leider sind heute nur mehr wenige Jäger bereit, diesen Aufwand zu betreiben.

Genau auf dieses Thema wird Wildmeister Christoph Hildebrandt in seinem Referat **Das Mögliche tun** eingehen.

Oft spiegeln die Strecken der Herbstjagden genau diesen ganzjährigen Einsatz wider. Es sollte sich jeder Jäger die Frage stellen, was er das ganze Jahr über für das Niederwild und seine Hege getan hat.

Der OÖ Landesjagdverband hat den Jägern in den letzten drei Jahren über 450.000 € für Lebensraumverbesserung zur Verfügung gestellt. So viel wie wahrscheinlich keine andere Organisation! Leider ist die explosionsartige Vermehrung der Niederwildbesätze trotzdem ausgeblieben, obwohl uns von diversen „jagdgegnerischen Balkonökologen“ regelmäßig erklärt wird, dass einzig und alleine der Verlust an Lebensraum die Ursache für das Verschwinden einzelner Arten ist.

Ausgaben der Jägerschaft für Biotopverbesserung (Hecken und Saatgut)

■ 2015 - 2106	150.450,96 €
■ 2016 - 2017	162.367,45 €
■ 2017 - 2018 (laufend)	145.761,88 €
■ Summe in 3 Jahren:	458.580,29 €

Die vielen Fressfeinde, die in unserer Kulturlandschaft in sehr hohen Dichten vorkommen, werden dabei immer vergessen. Es ist durchaus möglich seltene Arten in ihrem angestammten Lebensraum zu schützen, jedoch nicht gemeinsam mit ihren Fressfeinden.

Dr. Daniel Hoffmann beschäftigt sich dazu mit dem Thema **Prädatoren in der modernen Kulturlandschaft regulieren!?**

Auch in den Hochwildrevieren wäre eine Bejagung der Prädatoren vor allem in Hinblick auf die Hege der Raufußhühner wünschenswert. Heute wird diese leider kaum mehr durchgeführt. Selbst in von Berufsjägern geführten Revieren, wo diese doch lt. eigenen Angaben so gut wie jeden Tag im Revier sind, wird die Fallenjagd nur selten ausgeübt.

Würde dem Raubwild auch in den großen Waldrevieren nachgestellt werden, wäre das auch eine wesentliche Entlastung für die angrenzenden Reviere.



Nicht nur unser Niederwild profitiert von einer konsequenten Raubwildbejagung sondern auch die Raufußhühner und andere Bodenbrüter!

Bei starkem Verbiss durch Schalenwild ist es selbstverständlich, dass die Abschusszahlen erhöht werden müssen. Beim drastischen Rückgang der Bodenbrüter und des Niederwildes wird ein solcher Zusammenhang vielfach nicht hergestellt, vielmehr wird es als normal und als Lauf der Natur abgetan.

Mit dem Thema **Mit zweierlei Maß** – Vergleich von Schalenwild und Niederwildjagd befasst sich RJM Elmar Eickhoff.

Als Hauptursache für die schlechten Niederwildstrecken müssen meist die Witterung und die Landwirtschaft herhalten, niemals jedoch die fehlende Hege durch den Jäger.

Sehr bezeichnend erscheint auch die Tatsache, dass im letzten Jahr eine Grieskirchner Gemeinde auf 1.400 ha mehr Hasen und Fasane erlegt hat als der gesamte Bezirk Vöcklabruck!

Warum gibt es noch Reviere, die nachhaltig gute Strecken erzielen, auch in landwirtschaftlich intensiv genutzten Grünlandgebieten und auf Seehöhen über 500 m wie z.B. im Salzburger Flachgau?

Wolfgang Pölzl befasst sich mit der Frage **Wieso gibt es so große Unterschiede bei den Niederwildstrecken?**

Wer will, findet Wege, wer nicht will,
findet eine Ausrede!

oder wie es Hegendorf vor gut hundert Jahren schon formulierte:

Niemals schafft der Träge die Arbeit der Hege!

ZUM AUTOR

Ing. Richard Sturm

E-Mail: miofcarinthia@gmx.at

Förster, Mitglied im Unterausschuss
zur Erhaltung der Artenvielfalt,
Bezirk Vöcklabruck OÖ

NOTIZEN

[illegible]

„Häschen in der Grube“

Synthesen zur ökologischen Dominanz der Prädation in Kulturlandschaften

Natur und Kulturlandschaft

Landschaften, in denen nur die Naturkräfte wirken, gibt es kaum noch auf unserer Erde. In Europa fehlen sie ganz. Schon seit dem Ende der letzten Eiszeit beherrscht der Kultur schaffende Mensch die europäische Landschaft. Ohne menschlichen Geist und Technik wäre Europa von Urwäldern und Steppen bedeckt, belebt mit Nachkommen der pleistozänen Riesenfauna: Elefant, Nashorn, Höhlenbär, Löwe und Säbelzahnkatze. Doch das ist Fiktion. Wirklichkeit sind Kulturlandschaften, die in Gestalt und Wesen sehr stark durch den Menschen geprägt sind: Gebirge mit Almen und Skizirkus; Wälder mit naturnahen Forsten und Holzäckern; Felder mit Bio-land und Agrarsteppen; Gewässer mit oder ohne Schutz-zonen; Küsten mit Deichen, Hafenanlagen, Windrädern und Badestränden; Städte mit Ökogärten und Beton-wüsten; Industriegebiete mit stinkenden Schloten oder sterilen Hi-Tech-Fabriken aus Edelstahl und Spiegelglas. Und der Rest, den wir romantisch als „Naturschutzge-biet“ oder „Naturpark“ pflegen, sind Relikte alter Kul-turlandschaften. - Aber auch Zeugnis einer neuen Kul-tur: bewusster und pfleglicher Umgang mit „der Natur“ ist zum Bestandteil des Denkens und Handelns weiter Bevölkerungskreise geworden.

Landschaftsgestaltung und Weltbild

Natur und Kultur, Wildnis und Nutzung sind Gegen-sätze. Die Natur kann deshalb per definitionem kein allgemeines Leitbild für den Schutz von Natur in der Kulturlandschaft sein. Und so ist auch die Fiktion der „natürlichen Verhältnisse“ kaum hilfreich. Sie zeigt uns nicht, welche Handlungen – oder Unterlassungen – zur Erhaltung und pfleglichen Nutzung von Biodiversität, Wild und Natur in Kulturlandschaften sinnvoll sind. Die naturwissenschaftliche Ökologie und das Verständnis der Wirkungsgefüge von unbelebter Natur, Vegetation, Wildtieren und Mensch geben zwar wichtige Hinwei-se, in welchen naturgesetzlich verankerten Netzwerken von biologischen Fakten und ökologischen Funktionen

wir handeln (sollten). Doch was ist sinnvoll? - Das be-wertet am Ende allein der menschliche Geist, der nicht frei ist von Emotionen, Wert- und Moralvorstellungen; das wirkliche Landschaftsbild bestimmt letztlich der Mensch mit seinen vielfältigen Ansprüchen.

Die Vorstellungen von „ordnungsgemäßer“ oder „alter-nativer“ Land- und Forstwirtschaft, von Natur und Hei-mat, von Stadt-, Wald-, Feld- oder Erholungslandschaft sind heute jedoch so verschieden wie die Vielfalt der Menschen, welche diese Landschaften bevölkern, nut-zen, schützen oder gestalten, sowie ihre unterschied-lichen Natur- und Weltbilder. So hat sich im näheren Umfeld, aber auch schon weit abseits der „multikultu-rell“ geprägten, urbanen Ballungsräume EU-Europas ein dynamisch-buntes Mosaik von altbekannten und neu-artigen Kulturlandschaftstypen entwickelt, das man, analog zur real existierenden „postmodernen“ Gesell-schaftsform, als „ökosozialistisch geprägte Multikultur-landschaft“ bezeichnen könnte.

Weltbild und Landschaftswirklichkeit

Sofern das heutzutage schon eher öko-sozialistisch als freiheitlich definierte „Gemeinwohl“ das von der Ver-fassung garantierte private Eigentumsrecht beschneiden darf, werden die Ziele von Land- und Flächennutzung, Naturschutz und Raumordnung in allen EU-Staaten de-mokratisch bestimmt, und in einer „pluralistischen“ Gesellschaft sucht man zwangsläufig gemeinsame Nen-ner. Die politischen Abwägungsprozesse und Entschei-dungen sind somit von Kompromissen geprägt. Solche Zugeständnisse erscheinen zwar nötig und sinnvoll zum Ausgleich gegenläufiger Interessen und zum Schutz von Minderheiten. Doch dieser gute politische Grundsatz hat natürliche Grenzen: ökologische Vorgänge in der Land-schaft werden nämlich durch Naturgesetze bestimmt. Und die sind nicht kompromissfähig!

Geringe Niederwildbestände und eine artenarme Flur, abnehmende Fischbestände und biologisch verarmte Gewässer, Eutrophierung und verminderte Stabilität von

Landschaftsökosystemen, sowie die generelle Gefährdung der Biodiversität sind wohl von keinem politisch engagierten Akteur gewollt. Doch nicht nur die Industrialisierung und Intensivierung der Landnutzung, sondern auch die Ignoranz der einfachen Tatsache, dass Ökologie eben kein alternatives Weltbild ist, vielmehr eine Naturwissenschaft, die den naturgesetzlich gesteuerten Naturhaushalt erforscht und darstellt, führte in den letzten Jahrzehnten zu einem starken Kontrast zwischen den gesetzlich verordneten Leitbildern für „Natur und Landschaft“ und dem erbärmlich verarmten Zustand von Biodiversität und Wildökosystemen in den real existierenden Multikulturlandschaften EU-Europas.

Es ist keine kuriose Koinzidenz: Jene unschöne Erosion von biologischer Vielfalt und ökologischer Funktionalität in der freien Landschaft korreliert nicht nur mit dem Druck einer zunehmenden Raumnutzungsintensität auf die natürlichen Lebensgrundlagen, sondern ziemlich exakt, aber leider negativ, mit dem institutionellen Durchmarsch jener politischen Kulturrevolution, die wie Phönix aus sozialistischer Asche auferstanden ist, den narkotisch-demagogischen Begriff „politische Ökologie“ erfunden hat und ihr grün-ökologisches Weltbild zunächst in der Parteienlandschaft Deutschlands, dann aber auch über Parteigrenzen hinweg im öffentlichen Verwaltungsapparat sowie in den Natur- und Umweltschutzverbänden und nicht zuletzt in manchen Kommissariaten und Verwaltungssphären der Europäischen Union implementiert hat.

Räuber-Beute-Systeme und ökologische Dogmen

Nur ein kleiner Teil dieses großen Problems, nämlich wachsender Friktionen zwischen politischen Fiktionen und geographischer Landschaftswirklichkeit, soll in der vorliegenden Schrift etwas näher behandelt werden: die komplexe ökologische Dynamik von Räuber-Beute-Systemen und die Bedeutung des Raubdruckes (Prädation) für Beutetierpopulationen im Bestandspessimum - sowie die umstrittene Option einer vernünftigen Kontrolle der Räuber („Beutegreifer“).

So manch ein Naturfreund glaubt ja, wenn „der Mensch“ nur nicht eingreife, dann regle „die Natur“ doch alles zum Besten. Wir wollen zeigen, dass dieses Naturbild auf Dogmen beruht: das sind systematisch formulierte, oft wiederholte, aber nicht bewiesene Anleitungen zum Handeln; in unserem Falle resultieren sie im kategorischen Schutz der „Beutegreifer“. Diese

Konstrukte werden von einer mental schlichten Bevölkerungsmehrheit kaum hinterfragt, wenn nicht als „gottgegeben“ akzeptiert, von manchen Naturschutz-Fundamentalisten jedoch erbittert verteidigt – denn ohne Dogmen verlöre das Glaubensgebäude, das ökologische Weltbild seinen axiomatischen Halt. Zwecklos ist es bekanntlich, Prediger und Gläubige durch rationale Argumente von der Relativität ihres Weltbildes überzeugen zu wollen. Für Zweifler und Ketzer jedoch mag es aufschlussreich sein, die ökologischen Realitäten bzgl. Raubtier und Beute in anthropogen dominierten Lebensräumen zu erkunden. - Wer dabei Seelenschmerz leidet, sollte sein idyllisches Naturbild wohl überdenken ...



... für den Junghasen im freien Feld ist die Natur keine „sanfte Mutter“; sie ist eine Herrin, und im Angesicht des Fuchses frisst sie ihn auf!



Altfuchs, der mit reicher Junghasen-Beute im Fang seinerseits der „Prädation“ zum Opfer gefallen ist ...

Lebensraum und Raubdruck

Die oft geäußerte Meinung, die Größe eines Wildtierbestandes sei allein vom Lebensraum abhängig und nicht vom Raubdruck - sie ist eines der Dogmen und schon im Ansatz falsch. Denn der populäre Begriff Lebensraum ist nur eine andere Bezeichnung für Ökosystem: das Netz von Faktoren und ökologischen Wechselbeziehungen, in das jede Wildpopulation eingeknüpft ist. „Fressen und gefressen werden“, das ist so unausweichlich komplementär wie Leben und Tod. Zu den Ökofaktoren, welche die Größe eines Wildtierbestandes bestimmen, gehört der Raubdruck genauso wie Nahrung, Deckung oder Witterung. Nur die relative Bedeutung des Raubdruckes im Verhältnis zu anderen Faktoren ist je nach Lebensraum unterschiedlich.



Spezialisten, Generalisten und Opportunisten

Die Annahme, die Bestandshöhe eines Beutegreifers werde durch die Anzahl und Masse seiner Beutetiere reguliert, ist zwar grundsätzlich richtig. Doch der bei manchen Naturfreunden zum Dogma gewordene Umkehrschluss, eine Beutetierpopulation werde deshalb nicht durch den Räuber beeinflusst, berücksichtigt nicht die Nahrungsgeneralisten und Beuteopportunisten.

Raubtierarten, die ein sehr enges Beutespektrum haben, sind nur das eine Extrem der ökologischen Wirklichkeit. Der Steinkauz z.B. ist ein Nahrungsspezialist. Er ist in seinem gesamten Körperbau und Verhalten auf Kleintierjagd fixiert. Der Kauz kann nicht ausweichen auf Aas, pflanzliche Kost oder menschliche Speisereste, wenn seine Beutetiere seltener werden. Weil er im Hinblick auf Nahrung und Brutplätze so stark spezialisiert und anspruchsvoll ist, kommt der Steinkauz auch nur in besonderen Lebensraumtypen vor, die in unserer Kulturlandschaft selten sind. Er hat eine

sehr enge ökologische Nische; er ist eine stenöke Art. Auch Schleiereule oder Baumfalke wären Beispiele für heimische Wildarten mit einer sehr schmalen ökologischen Nahrungsnische. Diese „gefiederten Räuber“ werden in ihrem Bestand tatsächlich auch stark durch die Verfügbarkeit von nur wenigen Beutetierarten begrenzt.

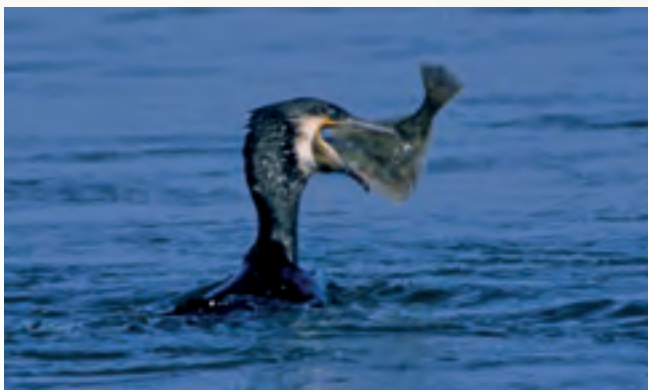
Das andere Extrem ist in unseren Kulturlandschaften viel weiter verbreitet und häufiger: nämlich die Nahrungsgeneralisten. Von den Raubsäugern seien hier Fuchs, Dachs und Wildschwein, von den Vögeln die Aaskräh und die Elster genannt. Solche Generalisten haben ein besonders breites Nahrungsspektrum; der Ökologe nennt sie euryök in Bezug auf ihre Ernährung. Sie nehmen pflanzliche und tierische Kost, einschließlich Aas; ihre Nahrungsgrundlage wird ganzjährig erheblich vergrößert durch Fallwild an Straßen, menschliche Speisereste an Rastplätzen und Wegen, organische Abfälle auf Müllhalden, Mist- und Komposthaufen, sowie nicht zuletzt und z.T. signifikant aufgrund der zusätzlichen Fütterung durch ökologisch ignorante Tierfreunde.



Dachs sind typische Nahrungsgeneralisten. Wenngleich dieses nachtaktive Wild von der Bevölkerung kaum beobachtet wird, ist es nicht selten: die Dachsbestände profitieren von der Eutrophierung der europäischen Agrarlandschaften.

Zu den „Generalisten“ gesellen sich „Opportunisten“, wie Steinmarder, Habicht, Mäusebussard oder der Kormoran. Sie sind keine Allesfresser, doch in der Nahrungswahl durchaus flexibel. Selbst wenn Bussard und Marder sich hauptsächlich von Mäusen ernähren und der Habicht von den häufigen Tauben; wenn die Gelegenheit da ist, dann greifen sie auch das Rebhühnchen oder die brütende Birkhenne. Ebenso verhält es sich mit dem Kormoran, der zwar hochspezialisierter Fischjäger aber überhaupt nicht wählerisch bezüglich Fischart ist: Erbeutet wird alles, was im Gewässer verfügbar

und leicht zu fangen ist - ganz gleich ob Massenfische wie Kaulbarsch und Stint in nährstoffreichen Flachseen, Karpfen in intensiven Teichwirtschaften, Aale, Hechte und Schleien in Angelweihern, Rotaugen und Felchen in tieferen Seen, relativ seltene, aber im freien Flusslauf als Schwarm stehende Äschen, aufsteigende Wanderfische, die sich vor Fischtreppen konzentrieren, oder in Scharen abwandernde Lachs-Smolts ...



Der Große Kormoran ist zwar ein spezialisierter Fischjäger, zugleich aber Opportunist bezüglich der Fischarten: erbeutet wird alles, was im Gewässer verfügbar und leicht zu fangen ist. Die Kormorane Europas profitieren von der Gewässereutrophierung. Photo: Dr. B. Stemmer

Breite Nahrungsbasis und Gesamtraubdruck

Der Bestand der Nahrungsgeneralisten und Beuteopportunisten wird durch das Gesamtangebot an Nahrung bestimmt und nicht allein von der Verfügbarkeit weniger Beutetierarten. Sie haben eine sehr breite Nahrungsbasis. Das ist der wesentliche Unterschied zu den Nahrungsspezialisten. Wird eine seiner Beutetierarten seltener, dann hat der Generalist oder Opportunist Alternativen. Er muss nicht hungern oder abwandern; sein Fortpflanzungserfolg wird nicht geringer aus Nahrungsmangel. Ist er dazu noch anspruchslos im Hinblick auf andere Ökofaktoren wie Brutplatz oder Witterung, dann findet er Lebensraum in den verschiedensten Landschaftstypen. Die ökologische Nische der Opportunisten und Generalisten ist weit. Manche Arten sind in unseren Kulturlandschaften fast allgegenwärtig, man nennt sie dann Ubiquisten.

Wir sehen nun auch, der Raubdruck, der in unseren Kulturlandschaften wirkt, geht nicht nur von einer einzigen Raubtierart aus, wie in manchen extremen Naturlandschaften. Meist gibt es im gleichen Lebensraum mehrere, meist häufige Generalisten und Opportunisten, die insgesamt einen hohen Gesamtraubdruck ausüben. - Be-

züglich Fischen und fischenden Räubern sei daran erinnert, dass es außer Kormoranen noch Graureiher, Gänseäger und Haubentaucher, mancherorts auch Fisch- und Seeadler oder Fischotter gibt, die zudem mobil und nicht an ein einziges Gewässer gebunden sind wie ihre Beutefischpopulationen.

Genau das ist ein großes Problem für viele Beutetierarten: der Gesamtraubdruck bleibt konstant, auch wenn sie selbst wegen der Prädation immer mehr im Bestand zurückgehen. Denn der Fuchs auf Mäusejagd findet auch den Junghasen oder die brütende Fasanenhenne. Die Krähe auf der Suche nach Würmern und Schnecken erspät ganz gewiss auch das Brachvogelgelege in ihrem Revier. Der Kormoran auf Forellenjagd fängt ebenso die weniger häufigen Äschen und Barben; er sucht das Gewässer auch dann noch auf, um zu fischen, wenn einzelne Beutefischarten stark reduziert oder sogar ganz verschwunden sind.



„Natürliche Auslese“ und Realität

Der Glaube an die „Weisheit von Mutter Natur“ ist jedoch nur schwer zu erschüttern. Daher das Dogma, im Laufe der Evolution hätten sich Beutetiere an den Raubdruck angepasst, Verluste durch Beutegreifer seien natürlich und deshalb für Wildtiere kein Problem. Das sei eben die „natürliche Auslese“. Andernfalls seien alle Beutetierarten längst ausgestorben und mit ihnen die Räuber. - Doch die Logik einer solchen Annahme setzt Konstanz des Lebensraumes voraus. Was aber passiert, wenn Räuber und Beute sich in einem neuen oder veränderten Lebensraum treffen?

Als Katzen und Füchse, Schweine und Ratten mit den europäischen Siedlern nach Australien oder Neuseeland kamen, hatte das verheerende Folgen für die einheimi-

sche Fauna: viele Beuteltiere und urtümliche Vögel starben aus oder wurden auf kleinste Relikte auf räuberfreien Inseln dezimiert. - In diesem Beispiel kamen neue Räuber in alte Lebensräume.

In unserem Falle treffen sich alte und neue Arten (z.B. Waschbär und Marderhund) in ganz neuen Lebensräumen, die sich zudem ständig verändern, nämlich in industrialisierten Kulturlandschaften. Die ökologischen Spielregeln bleiben natürlich die gleichen, doch das Spielfeld ist neu. Mit jeder Veränderung in der dynamischen Kulturlandschaft setzt die „natürliche Auslese“ mit aller Macht wieder ein, und nur die Anpassungsfähigen überleben, wenn der sorgende Mensch nicht eingreift!



... der Gesamtraubdruck im Ökosystem bleibt hoch, wenn seltenere Beutetieren infolge von Prädation im Bestand zurückgehen: denn der mäuselnde Fuchs findet noch

stets die brütende Rebhenne, selbst wenn er sich zu 95 % von Kleinsäugern und Regenwürmern ernähren muss; die scharfsinnige Krähe auf der emsigen Suche nach Würmern, Käfern und Schnecken erspät ganz gewiss auch das Rebhuhnlege sowie das Brachvogelnest in ihrem Revier wenn der sorgende Mensch, der Heger nicht eingreift!

„Verlierer“ und „Gewinnertypen“

Die Anzahl der ökologischen Nischen für die „Verlierer des Landschaftswandels“, nämlich die in langer Evolution in ihren ursprünglichen Lebensräumen spezialisierten, sog. stenöken Arten, ist in den jungen, z.T. auch monotonen Kulturlandschaften gering. Die „Gewinnertypen“ hingegen, also die anpassungsfähigen Opportunisten und Generalisten, finden auf Neuland sogar noch bessere Bedingungen als in den alten Lebensräumen mit alteingesessenen, spezialisierten Konkurrenten. Weil die ökologischen Nischen dieser euryöken Arten viel weiter und breiter sind als die der Spezialisten und manche Arten wie der Kormoran sogar noch zusätzliche, anthropogene Biotope finden, sind diese Gewinner zahlreicher und außerdem fast flächendeckend präsent. - Es kann kein „ökologisches Gleichgewicht“ zwischen Räuber und Beute geben, wenn die Massenverhältnisse zu stark zugunsten des Räubers verschoben sind.

Ausgestorben ist wohl noch keine der Beutetierarten durch den unnatürlichen Raubdruck. Das Argument

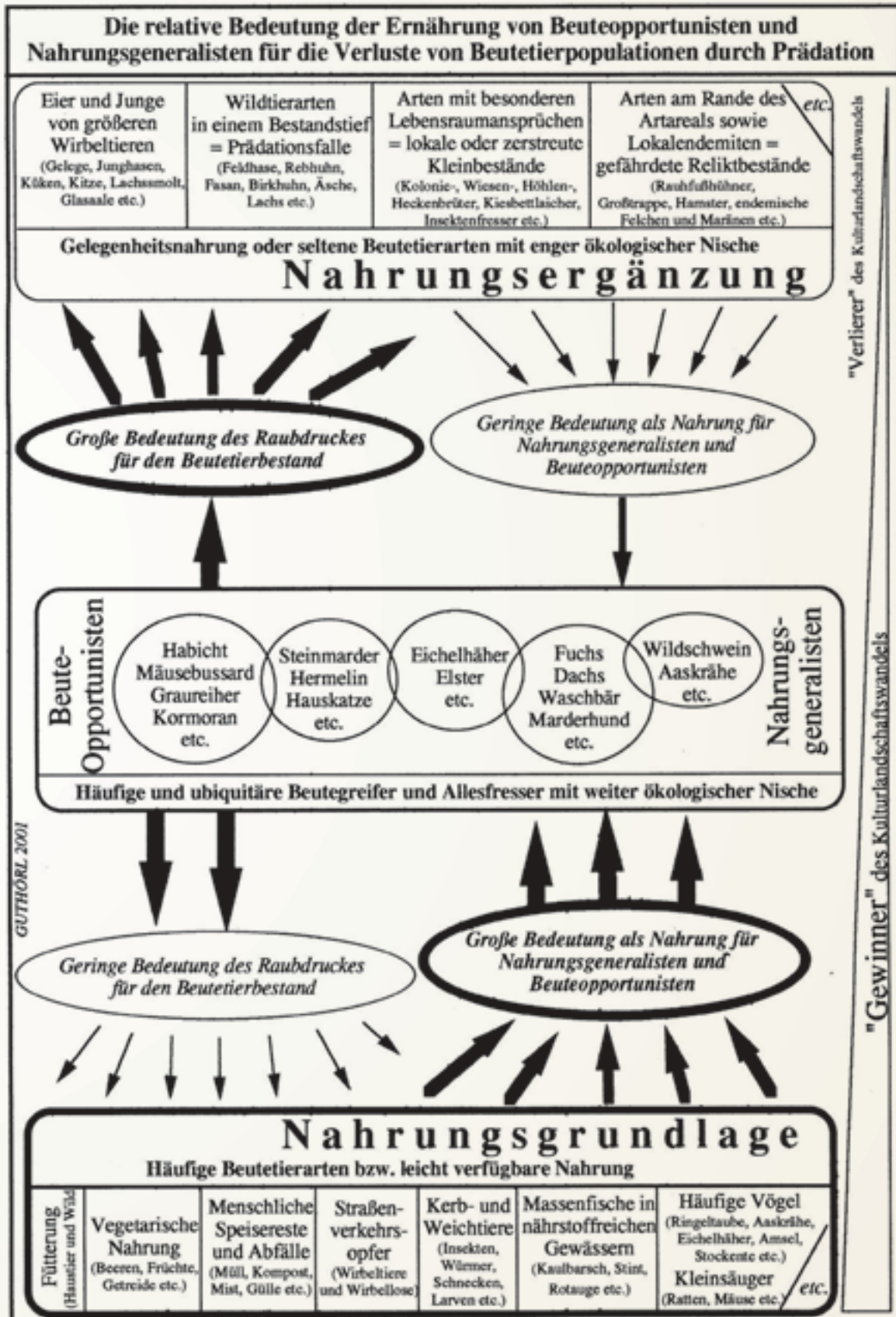
gilt aber nur in großräumiger Sicht. Die europäischen Lebensräume sind sämtlich sehr jung in evolutionsgenetischer Hinsicht. Fast alle Wirbeltierarten sind Einwanderer seit der letzten Eiszeit vor nur 10.000 Jahren. Es gibt kaum endemische Arten, die nur hier und sonst nirgendwo leben. Die Mehrzahl unserer heimischen Wildarten hat ein Areal, das sich weit über Europa hinaus erstreckt. Deshalb sind die „Verlierer des Kulturlandschaftswandels“ bis auf wenige Ausnahmen als Art insgesamt nicht gefährdet. Doch die Bestände bei uns, am Rande des Areals sind verschwunden oder bedroht. Wenn Klima und Vegetation, Deckung und Nahrung schon suboptimal sind, dann kann der Raubdruck zum entscheidenden (Nicht-) Überlebensfaktor werden.



Der Steinkauz ist eine stenöke Wildart hinsichtlich seiner speziellen Habitatansprüche und gehört zu den Verlierern des Kulturlandschaftswandels unter dem Regime der industrialisierten EU-Landwirtschaft ...



... der Rotfuchs hingegen ist der ubiquitäre „Gewinnertyp“: mit der industrialisierten Land- und Forstwirtschaft kommt er bestens zurecht, bis in die Zentren der urbanen Ballungsräume dringt er vor und profitiert zudem vom generellen Jagdverbot auf „Beutegreifer“ in Naturschutzgebieten, Nationalparks und ähnlichen Wildreservaten, die wie biogeographische Inseln in den Agrarsteppen zerstreut liegen!



Nahrungsanalysen und Fehlinterpretationen

Oft finden sich keine oder nur geringe Anteile bestimmter Beutetierarten im Nahrungsspektrum eines Räubers. Das verleitet Kritiker der Prädationskontrolle gerne zu der Folgerung, dies sei doch wohl ein klarer Beweis für die geringe Bedeutung des Raubdruckes für den Bestand dieser oder jener Beutetierart. Aber Vorsicht! - Auch hier ist der Wunsch meist Vater des Gedankens. Denn Untersuchungen zum Nahrungsspektrum eines Beutegreifers können nur sehr bedingte Hinweise auf seine Bedeutung als Räuber für Beutetierbestände geben.

Die Methoden der Analyse sowie Ort und Zeit der Untersuchung müssen berücksichtigt werden. Wegen der sehr unterschiedlichen Verdaulichkeit sind bestimmte Bestandteile der Nahrung bei Mageninhalts-, Gewölle- oder Kotanalysen immer über- bzw. unterrepräsentiert. Vogeleier oder Innereien von größeren Beutetieren z.B. sind so überhaupt nicht quantitativ zu erfassen; beim Kormoran gilt gleiches für Klein- und Jungfische. Zudem kann eine Beutetierart auch deshalb unterrepräsentiert sein, weil sie im speziellen Untersuchungsgebiet überhaupt fehlte, selten war oder weil andere Nahrung dort attraktiver oder leichter erreichbar war. Andernorts können die Verhältnisse anders sein. Und ein Nahrungsspektrum, das auf Untersuchungen im Sommer beruht, lässt keine Rückschlüsse auf die Verhältnisse im Frühjahr zu. Die genaue Kenntnis der Datenbasis ist also wichtig. Treffend ist hier die Aussage Churchills, er glaube nur der Statistik, die er selber gefälscht habe. - Nicht zuletzt dürfen die einfachen Gesetze der Logik nicht ignoriert werden: der relative Anteil einer Art im Beutespektrum eines Räubers ist nämlich nicht gleich dem Anteil der erbeuteten Individuen an der Beutetierpopulation.



Speiballen (Gewölle) des Großen Kormorans sind zur Analyse von Beutespektrum, Nahrungsmenge und Prädationswirkung dieses fischenden Wildvogels nur sehr bedingt brauchbar. Photo: Dr. Bernd Stemmer

Populationsgröße und „Erhaltungswert“

Weder der relative Anteil einer Art im Beutespektrum noch die absolute Anzahl erbeuteter Individuen geben Auskunft über die tatsächliche Bedeutung des Raubdruckes für den Bestand eines Beutetiers (HOLLDACK & GERSS 1988). Für eine Ringeltaubenpopulation von mehreren tausend Vögeln beispielsweise, hat die Entnahme von hundert Vögeln nach der Fortpflanzungszeit keine große Bedeutung; ein solcher Eingriff liegt im Bereich der populationsökologisch kompensierbaren Sterblichkeit. Auf dieser Tatsache gründet das Prinzip der nachhaltigen jagdlichen Nutzung. Selbst wenn der lokale Habichtbestand sich vorzugsweise von Tauben ernährte und der Anteil von Tauben an der Nahrung des Habichts wäre groß, so könnte der Taubenbestand diesen Prädationsdruck bis zu gewissen Grenzen vertragen. Die Ringeltaube ist eine Vogelart, die in der Kulturlandschaft - ähnlich wie der opportunistische Habicht - reichlich Nahrung und gute Brutdeckung findet. In einem solchen Falle ist der sog. „Erhaltungswert“ des Einzeltieres für die Beutepopulation gering.

Andere Beutetierarten jedoch, die aufgrund ihrer besonderen Lebensraumanprüche ohnehin im Bestandsspektrum sind, können keinen zusätzlichen Raubdruck vertragen. Das gilt besonders für die Brut- und Aufzuchtzeit. Bei einem Brutbestand von nur zwei Brachvogelpaaren z.B. ist der Erhaltungswert der beiden letzten Hennen für den lokalen Bestand extrem hoch. Schlägt der Habicht eine der Hennen oder geht sie an anderen Ursachen zugrunde, dann steigt der Erhaltungswert der letzten Henne gegen unendlich. - Und dies, obwohl die beiden letzten Brachvögel als Nahrung der örtlichen Habichtpopulation verschwindend geringe Bedeutung hätten, ja wohl kaum nachweisbar wären ...

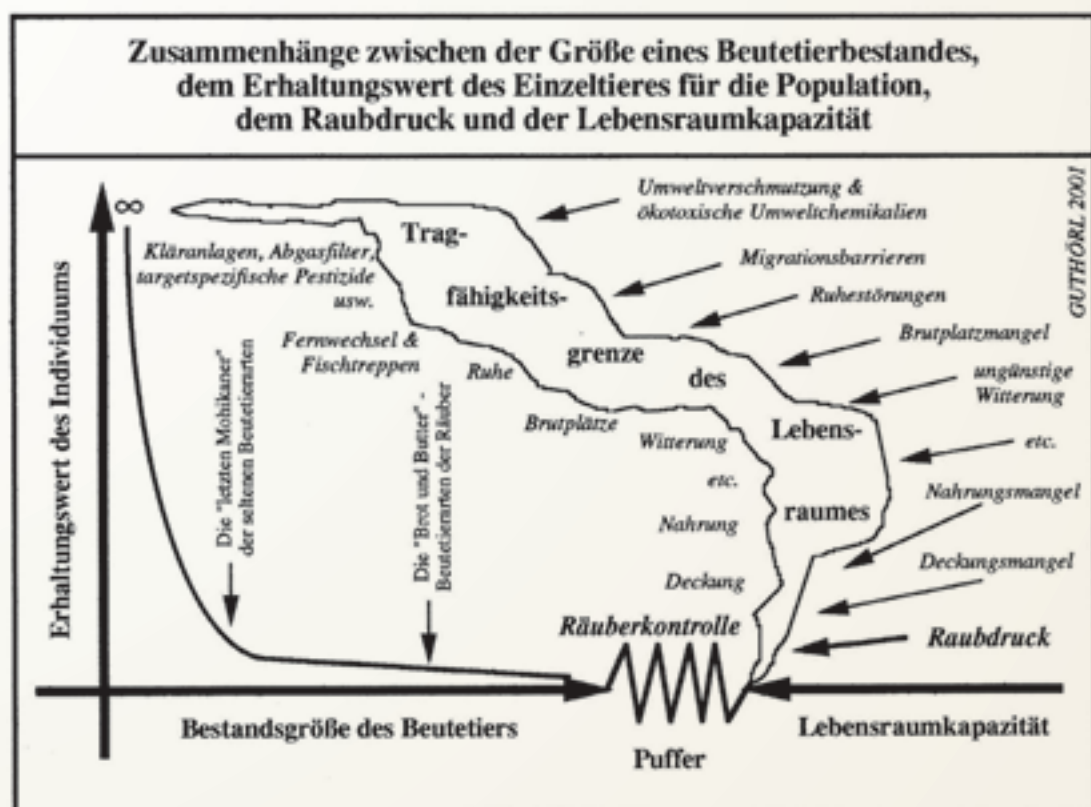


In den westeuropäischen Forsten gehören die häufigen Eichelhäher und Ringeltauben zu den Hauptbeutetieren des Habichts. Für diese Beutetierarten im Bestandsoptimum ist die Bedeutung solcher Verluste gering ...



... die im Wirtschaftswald seltenen und im Bestand gefährdeten Rauhfußhühner haben dagegen nur einen sehr kleinen, durch Nahrungsanalysen kaum nachweisbaren Anteil am Nahrungsspektrum dieses prächtigen Greifvogels ...

... allerdings schlägt der opportunistische Habicht bei jeder Gelegenheit auch Auerhennen: deren Erhaltungswert für den Fortbestand der lokalen Restpopulationen des Auerwildes ist aber extrem hoch, der Verlust jeder einzelnen Henne eine signifikante Gefährdung für den Bestand!



Suchbild und Zufallseffekt

Damit der Energieaufwand für die Nahrungssuche nicht größer wird als der Gewinn durch erfolgreiche Jagd, muss ein Räuber ökonomisch jagen. Wird die Hauptbeute zu selten und ist keine Ausweichmöglichkeit vorhanden, dann sucht er sich ergiebigere Jagdgründe. In Lebensräumen mit Alternativbeute können die Beuteopportunisten und Nahrungsgeneralisten jedoch ausharren. Sie stellen sich einfach auf andere Nahrungsquellen im selben Lebensraum um. Zur Effizienzsteigerung bei der Nahrungssuche werden von den lernfähigen Beutegreifern aber Suchbilder entwickelt. Durch gezieltes Absuchen besonderer Lebensraumstrukturen kann seltene Beute noch ökonomisch bejagt werden. So bleibt der Raubdruck auch bei sinkendem Beutebestand zunächst konstant. - Allerdings kann der Druck auf eine selten gewordene Art ab einem bestimmten Punkt überproportional abnehmen. Das geschieht beispielsweise dann, wenn sich ein Suchbild nach einer häufigeren, leichter verfügbaren Alternativbeute entwickelt hat, die in ganz anderen Lebensraumstrukturen lebt. So dient das Suchbildkonzept nicht selten als Argument für die These, durch diesen „natürliche Regulationsmechanismus“ könnte ein opportunistischer Räuber eine Beutetierart niemals ganz ausrotten. Dabei wird aber nicht bedacht, dass Suchbilder in der Regel nicht beuteartspezifisch, sondern funktionell bzw. strukturell sind. So lernen Rabenvögel den funktionellen Zusammenhang zwischen fütternden Altvögeln und Nahrung in Form von Eiern oder Jungvögeln. Sie suchen Stellen im Gebüsch gezielt ab, an denen sie die an- und abfliegenden Altvögel beobachten. Ob es sich dabei um eine häufige oder seltene Brutvogelart handelt, erkennen sie nicht. Der Kormoran sucht nicht nach bestimmten Fischarten, sondern besucht und befischt alle Gewässer im Fouragierkreis einer Brutkolonie oder seines Schlafplatzes bzw. auf seiner Zugroute. Ähnlich jagt ein Habicht in der Feldflur gerne entlang von höheren Heckenstreifen, der Fuchs stöbert entlang von Altgrasstreifen oder auf strukturreichen Hegeflächen nach Nahrung, weil die Aussicht auf Beute dort überdurchschnittlich gut ist. Die Hauptbeute mag zwar aus Tauben bzw. Mäusen bestehen, doch das Rebhuhn, der Raubwürger oder der Junghase werden dabei gleichfalls entdeckt und gefressen. - Durch diesen Zufallseffekt bleibt der Raubdruck auf seltene Arten bestehen. So wird das Postulat einer „natürlichen Regulation des Raubdruckes durch die Entwicklung von Suchbildern nach häufiger Beute“ relativiert. Zudem besitzen intelligente Beutegreifer nicht nur ein aktives

Suchbild, sondern auch passive Suchbilder. Das heißt, wo ein Räuber früher reiche Beute fand, da wird er auch später noch erhöhte Aufmerksamkeit auf die ehemals häufige Beute richten. Beim Kormoran sind das keine bestimmten Fischarten, sondern Gewässer, an denen er irgendwann einmal erfolgreich gefischt hat: dadurch liegt die Erbeutungsrate der selten gewordenen Art bzw. die Besuchshäufigkeit eines bereits abgefischten Gewässers auch weiterhin über der reinen Zufälligkeit. Nicht zuletzt halten die weniger lernfähigen oder unflexiblen Beutegreifer besonders zäh an einem Suchbild fest, selbst wenn ihre Erfolgsrate gering geworden ist.



Hegeflächen bzw. Naturschutzgebiete, die wie Inseln in der Agrarsteppe liegen, können regelrechte „Prädationsfallen“ für Bodenbrüter sein, weil intelligente Räuber wie Krähe, Fuchs oder Habicht strukturelle Suchbilder entwickeln und solche Habitatinseln besonders intensiv nach Beute absuchen ...



... daher sollten ökologisch fundierte Hegemaßnahmen zur Verbesserung von Äsung, Deckung und Brutplätzen stets durch eine tierschutzgerechte Räuberkontrolle mit Flinte und Fallen ergänzt werden!

Raubdruck und Räuberbestände

Ebenso wie Räuber und Generalisten ihre Beutebestände beeinflussen, so ist für sie selbst der Raubdruck ein

natürlicher Lebensraumfaktor. Großräuber wie Wolf, Luchs, Stein- und Seeadler oder Uhu fehlen jedoch in der Kulturlandschaft, oder es gibt sie nur noch in kleinen Relikten. Gedanken, solche „Spitzenregulatoren“ könnten in den dicht besiedelten, infrastrukturell stark zergliederten und landwirtschaftlich intensiv genutzten Landschaften Europas wieder in größeren Beständen leben, sind kaum realistisch. - Sie könnten die „Gewinner des Landschaftswandels“ in ihrer Bestandshöhe ohnehin nur wenig beeinflussen. Denn der Raubdruck wird zum dominierenden Faktor besonders für stenöke Arten in ungünstigen Lebensräumen. Und wie wir später noch sehen, für fast alle Beutetierarten in Phasen eines Bestandstiefs. Kaum jedoch für die anpassungsfähigen Arten im Optimum. Genau aus diesem Grunde ist eine Reduktion der „Gewinner“ mit den heute üblichen jagdlichen, waidgerechten und tierschutzkonformen Mitteln ja so schwierig.

Wir sehen doch auch: die noch vorhandenen „natürlichen Regulatoren“ haben keinen bedeutenden Einfluss auf die Bestände ihrer häufigen Beutetierarten. Obwohl die Siedlungsdichte des Habichts in unseren Kulturlandschaften wieder sehr hoch ist, kann er die Bestände der Ringel- und Stadttauben offenbar kaum reduzieren. Und dies, obwohl Tauben dem Jagdverhalten des Habichts viel eher entsprechen als die intelligenteren und im Flug sehr wendigen Rabenvögel. So gehören die Rabenvögel auch eher zur Beute des seltenen Nachtjägers Uhu. Beispiel Seeadler: An manchen Gewässern mag er die jungen Kormorane dezimieren, im Extremfalle sogar die lokale Brutkolonie auflösen, solange sie noch klein ist; aber auf die regionale oder gar westpalaearktische Population von *Phalacrocorax carbo* haben Seeadler ganz gewiss keinen signifikanten Einfluss.

Seuchen und Krankheiten

Seuchen und Krankheiten, als eine weitere Möglichkeit der „natürlichen“ Bestandsregulation, treten in der Regel erst auf, wenn ein Wildtierbestand bereits hohe Dichten erreicht hat. Im Falle von Fuchs und anderen Raubsäugern ähnlicher Körpergröße ist dieser Faktor durch die Bekämpfung der Tollwut durch Impfköder weitgehend hinfällig. Beim Kormoran ist die Populationsdichte zumindest überregional immer noch gering im Verhältnis zur noch nicht ausgefüllten Lebensraumkapazität des westpalaearktischen Teilareals der Art, wie die noch stets wachsenden Bestände und anhaltende Arealexpansion in bislang kaum besiedelte Gebiete

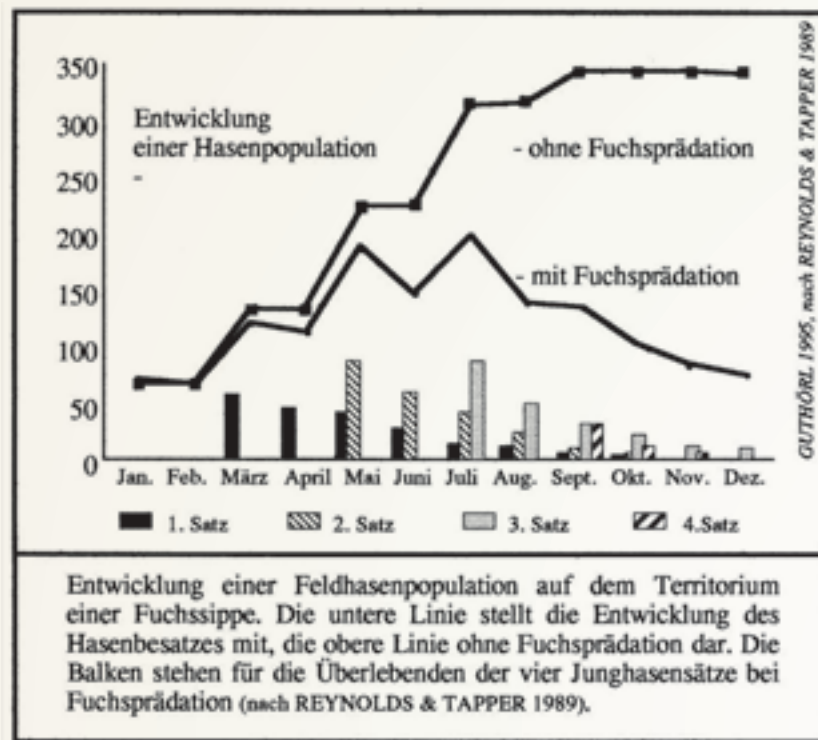
beweisen. - Für Biogeographen und Populationsökologen war daher klar, dass sich die öffentlich geäußerten Hoffnungen mancher Angler, die ominöse „Vogelgrippe“ könnte ihre gefiederte Beutekonkurrenz hinwegraffen, kaum bewahrheiten würden.

Räuber und „Selbstregulation“

Ein häufiges Argument gegen die Räuberkontrolle lautet jedoch, der Beutegreifer würde sich im Bestand „selbst regulieren“, wenn er die Grenzen der Lebensraumkapazität erreicht. Dadurch würde der Prädationsdruck auch in der Kulturlandschaft auf natürliche Weise begrenzt und für die Beutebestände tragbar gehalten. - Keine Population wächst unendlich. Das ist in der Tat eine ökologische Binsenweisheit. Aber worauf beruht diese „Selbstregulation“ bei höheren Wildtieren?

Zum einen auf Nahrungsmangel. Doch ob in der Räuberpopulation die Sterblichkeit ansteigt oder die Reproduktionsrate sinkt, die eigentliche Ursache bleibt immer die gleiche: Hunger. So bleibt der Raubdruck auf die Beutebestände erhalten, solange der durch Nahrungsmangel „selbstregulierte“ Beutegreiferbestand im Lebensraum existiert. Dabei ist es gleich, ob der Räuberbestand sich nun auf hohem oder niedrigem Niveau „einreguliert“ hat. - Im Falle von Nahrungsmangel geht der Raubdruck nicht zurück, denn kein Beutegreifer hungert freiwillig.

Der Raubdruck auf die Beutetiere bleibt ebenso erhalten, wenn die Bestandsdichte des Beutegreifers durch die Reviergröße begrenzt wird. Denn das Wachstum der Räuberpopulation wird erst gebremst, wenn alle geeigneten Territorien besetzt sind. Anpassungsfähige Arten wie Fuchs, Steinmarder oder Aaskrähe finden aber geeignete Reviere fast flächendeckend in fast allen Kulturlandschaftstypen. Hinzu kommen die noch revierlosen Jungtiere. Sie pflanzen sich zwar nicht fort, solange sie kein eigenes Brutterritorium haben, gehen aber auch nicht alle zugrunde. Sie besetzen die suboptimalen Lebensräume. Sie werden in den Territorien der dominanten Revierinhaber geduldet, solange sie kein Territorialverhalten zeigen. Bei manchen Arten, so beim Fuchs, helfen revierlose Jungtiere sogar bei der Jungenaufzucht.



Selbst wenn Rabenvögel, bei extrem hoher Bestandsdichte, sich gegenseitig Gelege und Junge wegfressen und damit ihren Bestand „auf natürliche Weise“ begrenzen, wird der Raubdruck auf andere Arten nicht geringer. Denn werden bei einer derartigen Bestandsdichte nicht auch die Gelege und Jungtiere anderer Vogelarten weiterhin Opfer des hohen Raubdruckes? Zwar haben Waldohreule, Turmfalke oder Mäusebussard mancherorts einen höheren Bruterfolg als die Krähen; doch das sind wehrhafte Arten, die ihre Brut gegen Nesträuber erfolgreich verteidigen. Bei der wehrlosen Ringeltaube hingegen konnte man erhebliche Einbußen nachweisen: obwohl jene zu den allgemein häufigen Arten in unseren Kulturlandschaften gehört, ist in manchen Gebieten die hohe Dichte der Krähen sogar ein entscheidender Faktor für die Bestandsdichte der Tauben.

- Wie sieht es da erst bei den Brutvogelarten aus, die im Bestandspessimum sind?

Nicht zuletzt ist die Tatsache bedeutend, dass die Reviergröße bei den meisten territorialen Arten auch von der Lebensraumgüte und vom Nahrungsangebot abhängig ist. So kann die Aaskräh, die i. d. R. größere Brutterritorien hat, im Extremfalle sogar zum Koloniebrüter werden! Bei anderen Beutegreifern, wie etwa Kormoran, sind Brutkolonien, gesellige Ansammlungen und Gemeinschaftsjagd ohne-

hin die Regel. Jedenfalls geht im Falle von „Territorialität als Selbstregulationsmechanismus“ der Raubdruck auf Beutetierbestände nicht zurück, selbst wenn der Räuberbestand sich an den Grenzen der Nahrungskapazität seines Lebensraumes „stabilisiert“ hat.

Räuberkontrolle und Beutetierbestände

Theoretische Überlegungen und viele Einzelbeobachtungen von Praktikern haben mehrfach dazu veranlasst, die landschaftsökologischen Auswirkungen der Prädation durch wissenschaftliche Experimente im Freiland zu untersuchen.

In sog. „Ausschlussversuchen“ werden dazu auf zwei vergleichbaren Flächen die Lebensraumfaktoren möglichst konstant gehalten. Nur auf einer der beiden Versuchsflächen wird der Raubdruck durch Ausschluss von Beutegreifern reduziert. Durch Vergleich der Entwicklung der Beutepopulationen auf Räuberkontrollfläche und Nullfläche kann man den Einfluss der Prädation deutlich erkennen. - Es würde zu weit führen, auch nur einen Bruchteil der weltweit vorliegenden Ergebnisse von ökologischen Räuberausschlussversuchen hier zu zitieren. Wegen der großen Relevanz für unsere Synthesen zur landschaftsökologischen Bedeutung des Raub-

druckes, wollen wir aber zumindest einen dieser Versuche hier etwas genauer betrachten.

Dieses Experiment wurde von der englischen Wildhegeorganisation „The Game Conservancy“ von 1984 bis 1990 in Südengland in der offenen Feldlandschaft der „Salisbury Plains“ durchgeführt (TAPPER et al. 1989, 1990, 1991). Es gilt bis heute als eine der gründlichsten ökologischen Untersuchungen zu unserer Thematik. Es galt zu klären, inwieweit opportunistische Beutegreifer und Nahrungsgeneralisten die Besätze des Rebhuhns, des Feldhasen und anderer Niederwildarten in den europäischen Agrarlandschaften beeinflussen und durch welche Art der Räuberkontrolle übermäßiger Prädationsdruck am effektivsten reduziert werden könnte.

Dazu wurden zwei Untersuchungsflächen ausgewählt, jede rund 500 Hektar groß und genügend weit voneinander entfernt, um wechselseitige Beeinflussungen zu vermeiden. Die Flächen liegen in offener, deckungsarmer Agrarlandschaft und entsprechen den Vorstellungen von der „ausgeräumten Landschaft“ in der europäischen Feldflur. Zu Beginn des Versuchs waren die Niederwildbesätze tatsächlich eher gering.

Auf beiden Untersuchungsflächen wurde das Niederwild während der gesamten Versuchsdauer regelmäßig gezählt und zudem, jeweils im Herbst, bejagt. Zu Beginn des Versuchs im Jahre 1984 wurde die bisherige Art der Wildbewirtschaftung, einschließlich der ortsüblichen, wenig intensiven Räuberkontrolle auf den beiden Flächen „Collingbourne“ und „Milston“ zunächst beibehalten, um den Ausgangszustand zu erfassen.

In den Jahren 1985 bis 1987 wurde dann die Prädationskontrolle auf der Versuchsfläche „Collingbourne“ erheblich verstärkt, und zwar durch einen ausschließlich hierfür zuständigen „Game Keeper“ (Berufsjäger). Während des Frühjahrs und im Frühsommer, also während der Hauptbrut- und Aufzuchtzeit - und nur während dieser Periode - wurden Krähen, Elstern, Füchse, Iltisse und Ratten mit Gewehr und Fallerde dezimiert. Die Vergleichsfläche „Milston“ blieb in diesen Jahren unbeeinflusst, es fand also keinerlei Räuberkontrolle mehr statt. So war diese Nullfläche weitgehend der „Selbstregulation“ überlassen.

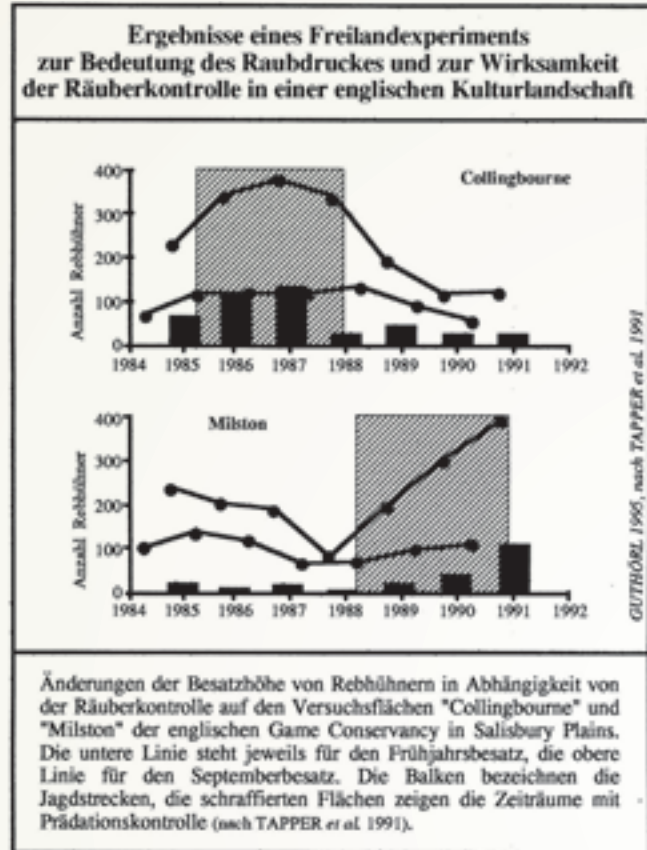
- Nach drei Jahren war die Hasendichte auf „Collingbourne“ auf das dreifache der ursprünglichen angestiegen. Auf der Nullfläche „Milston“ dagegen war ohne jede Räuberkontrolle die Hasendichte auf dem gleichen niedrigen Niveau wie zu Versuchsbeginn.
- Die Rebhuhndichte im Herbst war auf der Räuberkontrollfläche „Collingbourne“ auf das Vierfache des

ursprünglichen Besatzes angewachsen, die Brutpaardichte im Frühjahr hatte sich fast verdoppelt. Auf der Nullfläche „Milston“ dagegen waren sowohl der Herbstbesatz als auch die Brutpaardichte im Frühjahr auf weniger als die Hälfte zurückgegangen.

War dieses Ergebnis nicht vielleicht doch auf unterschiedliche „Biotopqualität“ zurückzuführen?

Um zweifelnden Fragen vorzubeugen, wurde das Experiment in den Jahren 1988 bis 1990 fortgeführt, jedoch unter umgekehrten Vorzeichen. Auf der ursprünglichen Nullfläche „Milston“ setzte Prädationskontrolle ein, die einstige Räuberkontrollfläche „Collingbourne“ wurde nun zur Nullfläche und drei Jahre lang sich selbst überlassen. Die Resultate waren wiederum eindeutig:

- In allen Jahren hatte die Kontrollfläche deutlich mehr Rebhuhnbruten als die Nullfläche.
- Sobald die Räuberkontrolle auf einer der Versuchsflächen einsetzte, verdoppelte bzw. verdreifachte sich die Zahl der Rebhuhnpaare, die erfolgreich Junge aufzogen. Ohne Prädationskontrolle fiel der Bruterfolg auf weniger als 40 % des Vorjahres.
- Ebenso signifikant waren die Unterschiede in der Kettenstärke. Diese war auf der Kontrollfläche immer deutlich höher als auf der Nullfläche. Nicht nur, weil die Prädatoren viele Küken erbeuteten, sondern auch weil Zweitgelege nach Verlust des Erstgeleges immer kleiner sind.
- Das Gesamtergebnis war eine deutliche Steigerung sowohl des Herbst- als auch des Frühjahrsbesatzes und nicht zuletzt der Rebhuhnstrecken bei Prädationskontrolle.
- Beim Feldhasen wirkte sich die nur auf das Frühjahr begrenzte Räuberkontrolle insofern nicht so deutlich aus, als sich dessen Setzzeit bis in den Spätsommer hinzieht. Dennoch zeigte sich auch hier: auf jeder der beiden Versuchsflächen stieg in jedem Sommer nach Prädationskontrolle die Besatzhöhe des Hasen im Vergleich zum Vorjahr deutlich an.



Ökologisches Umfeld und „Prädationsgrube“

NOTIZEN

Die Ergebnisse der englischen Freilandexperimente sollten eigentlich auch Zweifler von der großen Bedeutung des Raubdruckes in der Realität europäischer Kulturlandschaften überzeugen. Doch manche Kritiker der proaktiven Prädationskontrolle meinen, wenn der Lebensraum insgesamt besser sei, dann hätten Raubtiere ebenfalls keinen gravierenden Einfluss mehr auf den Bestand ihrer Beute. - Nicht Prädationskontrolle, sondern „Biotopverbesserung“ und „Renaturierung“ seien daher eine bessere, weil nachhaltigere Strategie für Artenschutz und Erhaltung der „Biodiversität“ in der Kulturlandschaft.

Hier sei zunächst einmal von der Frage abgesehen, inwieweit bestimmte Hegemaßnahmen, „Biotopverbesserungen“ oder „Renaturierung“ in dicht besiedelten, infrastrukturell zerschnittenen und landwirtschaftlich intensiv genutzten Kulturlandschaften großräumig überhaupt realisierbar sind. Und weiter unten wird dargelegt, dass „Biotopverbesserung“ ohne Kontrolle des Raubdruckes sich sogar negativ auf den Artenreichtum auswirken kann.

Zweifellos ist die Prädation nicht der einzige Einflussfaktor auf Beutetiere in ihrem Lebensraum. Wie stark sich der Raubdruck auf einen Wildtierbestand letztendlich auswirkt, hängt in der Tat von der Lebensraumqualität in ihrer Gesamtheit ab - und vom speziellen Umfeld am jeweiligen Standort. Auch innerhalb eines Lebensraumes (lokales Ökosystem) schwankt die Bedeutung des Raubdruckes mit veränderlichen Ökofaktoren wie dem jahreszeitlich unterschiedlichen Angebot an Nahrung und Deckung oder der Witterung. So kann Prädation im selben Lebensraum zeitweise nur geringe Bedeutung haben, dann aber auch für längere Zeit dominant werden. Auch hier liefern die Ergebnisse der Wildforschung aufschlussreiche Einblicke in die ökologischen Zusammenhänge.



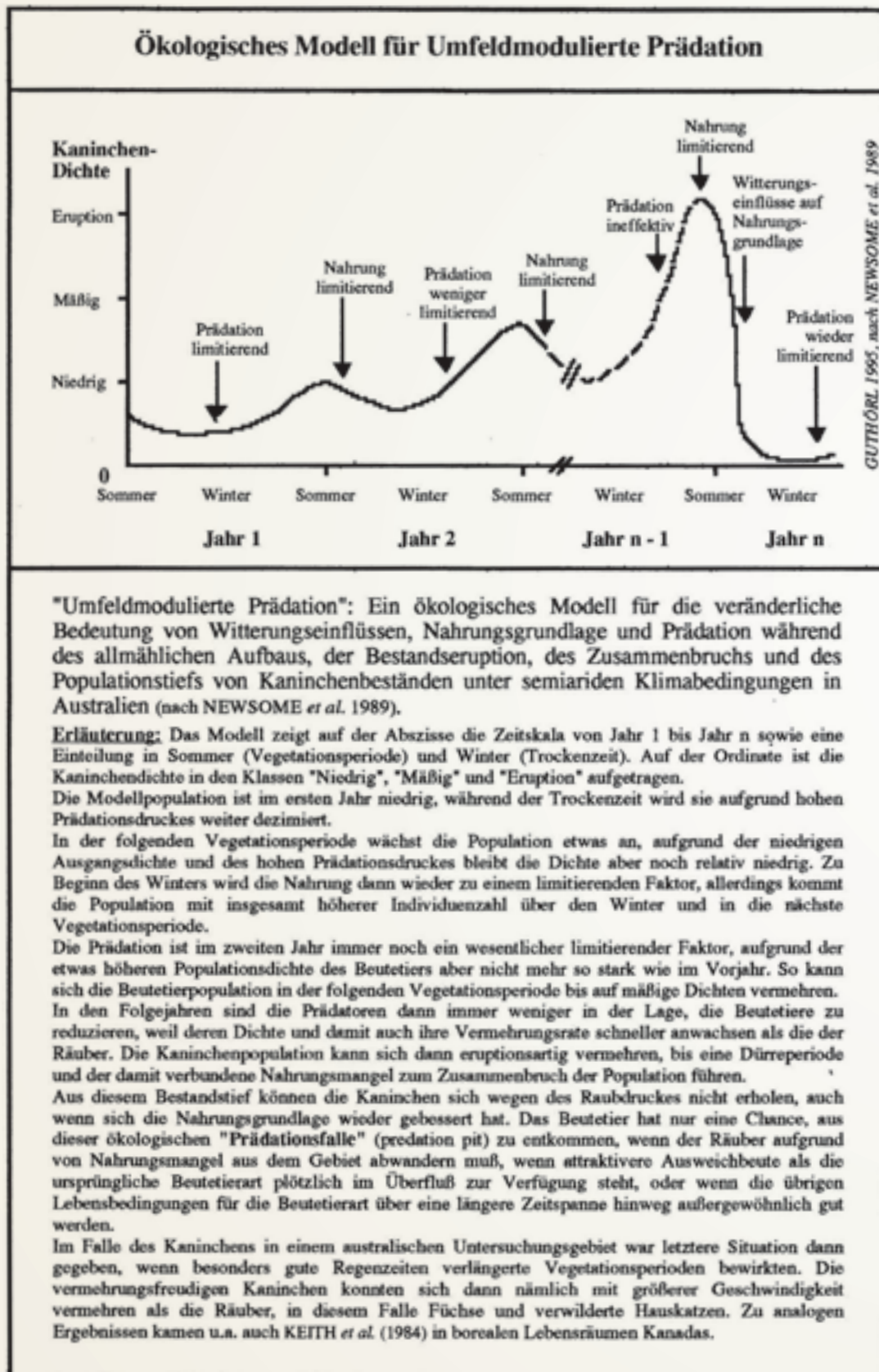
Die dynamischen Populationsschwankungen von Kaninchen werden u.a. durch Äsungsverfügbarkeit, Witterungsereignisse, Seuchen und Prädation gesteuert

Im Laufe ihrer eigenen, langjährigen Forschungsarbeiten in Kanada und Australien, sowie im Vergleich mit den Ergebnissen ähnlicher Freilanduntersuchungen in anderen Teilen der Welt, hatten u.a. KEITH et al. (1984) sowie NEWSOME et al. (1989) das ökologische Phänomen der sog. „Prädationsgrube“ immer wieder beobachtet:

■ Opportunistische Beutegreifer halten manche ihrer Beutepopulationen nach einem Bestandszusammenbruch aufgrund von extremen Lebensraumereignissen (z.B. Dürre oder harter Winter) längere Zeit auf sehr niedrigem Niveau, selbst wenn die Lebensbedingungen hinsichtlich Nahrung, Deckung, Brutplätze und Witterung eigentlich wieder optimal geworden sind: Der Beutetierbestand steckt dann in einer sogenannten „Prädationsfalle“ bzw. „Prädationsgrube“ (predation pit).

„Umfeldmodulierte Prädation“ und „Prädationsgrab“

Durch gezielte Freilandexperimente in Australien erforschten NEWSOME et al. (1989) sodann die ökologischen Hintergründe jener häufigen Erscheinung. Die Gesamtergebnisse wurden schließlich in dem ökologischen Modell für „Umfeldmodulierte Prädation“ zusammengefasst.



Dieses ökologische Konzept für „Umfeldmodulierte Prädation“ liefert uns nun eine anschauliche Erklärungsgrundlage für die gegenwärtig vorherrschenden Beziehungen von Nahrungsgeneralisten, opportunistischen Räubern und manchen Beutetierarten in den Zivilisationslandschaften Europas:

- Die negativen ökologischen Umfeldfaktoren, welche manche Beutetierarten in ein Bestandspeppimum gezwungen haben bzw. dahin bringen könnten, sind in Europa weniger Trockenheit oder Dürre (in den mediterranen Ländern allerdings), sondern strenge, schneereiche Winter und/oder feuchtkalte Witterungsperioden zur Brut- und Aufzuchtzeit, toxische Einleitungen in Gewässer, sowie kurz- oder längerfristige anthropogene Eingriffe in den Wildlebensraum durch die intensive Land- und Forstwirtschaft oder größere Bau- und Entwicklungsprojekte.
- Viele Beutetierarten sind zweifellos in einem derartigen Bestandstief. Die primären Ursachen dafür sind wohl sehr unterschiedlich: u.a. Bindung an sehr spezielle Lebensraumtypen, die nur noch lokal vorhanden sind (z.B. Rauhfusshühner, Äsche), Pestizideinsatz sowie allgemein schlechtere Äsungs- und Deckungsverhältnisse in der Feldflur (Rebhuhn), Witterungsereignisse wie strenge Schneewinter und nasskaltes Frühjahrswetter (Hase) - und nicht zuletzt hoher Gesamtraubdruck.
- Anpassungsfähigen und mobilen Beuteopportunisten und Nahrungsgeneralisten hingegen bieten die typischen Stadt-, Erholungs- und Agrarlandschaften eine unnatürlich reiche Nahrungsgrundlage, u.a. in Form von Wanderratten, Stadt- und Ringeltauben im urbanen Raum, Stockenten, Bläßrallen und Weißfischen auf und in hypertrophen Gewässern, Fallwild, Speiseresten und Abfällen an Straßenrändern, Wegen und Rastplätzen, Komposthaufen in Ökogärten, Mäuse, Mist und Gülle in der Feldflur – und nicht zuletzt zusätzliche Wildtierfütterung durch ignorante „Tierfreunde“.
- Das anhaltend hohe Nahrungsangebot für Beuteopportunisten und Nahrungsgeneralisten in der Kulturlandschaft führt zu unnatürlich hohen Räuberdrücken. Dies bewirkt einen permanent hohen Gesamtraubdruck. Die ökologischen Folgen in Bezug auf diesen extremen Prädationsdruck sind für alle Arten im Bestandspeppimum grundsätzlich die gleichen:
- Alle Beutetierarten, die in ein Bestandstief rutschen – gleich aus welchem Grunde - geraten zugleich in die ökologische Prädationsgrube („predation pit“) und sit

- Die negativen ökologischen Umfeldfaktoren, welche manche Beutetierarten in ein Bestandspeppimum gezwungen haben bzw. dahin bringen könnten, sind in Europa weniger Trockenheit oder Dürre (in den mediterranen Ländern allerdings), sondern strenge, schneereiche Winter und/oder feuchtkalte Witterungsperioden zur Brut- und Aufzuchtzeit, toxische Einleitungen in Gewässer, sowie kurz- oder längerfristige anthropogene Eingriffe in den Wildlebensraum durch die intensive Land- und Forstwirtschaft oder größere Bau- und Entwicklungsprojekte.
- Viele Beutetierarten sind zweifellos in einem derartigen Bestandstief. Die primären Ursachen dafür sind wohl sehr unterschiedlich: u.a. Bindung an sehr spezielle Lebensraumtypen, die nur noch lokal vorhanden sind (z.B. Rauhfusshühner, Äsche), Pestizideinsatz sowie allgemein schlechtere Äsungs- und Deckungsverhältnisse in der Feldflur (Rebhuhn), Witterungsereignisse wie strenge Schneewinter und nasskaltes Frühjahrswetter (Hase) - und nicht zuletzt hoher Gesamtraubdruck.
- Anpassungsfähigen und mobilen Beuteopportunisten und Nahrungsgeneralisten hingegen bieten die typischen Stadt-, Erholungs- und Agrarlandschaften eine unnatürlich reiche Nahrungsgrundlage, u.a. in Form von Wanderratten, Stadt- und Ringeltauben im urbanen Raum, Stockenten, Bläßrallen und Weißfischen auf und in hypertrophen Gewässern, Fallwild, Speiseresten und Abfällen an Straßenrändern, Wegen und Rastplätzen, Komposthaufen in Ökogärten, Mäuse, Mist und Gülle in der Feldflur – und nicht zuletzt zusätzliche Wildtierfütterung durch ignorante „Tierfreunde“.
- Das anhaltend hohe Nahrungsangebot für Beuteopportunisten und Nahrungsgeneralisten in der Kulturlandschaft führt zu unnatürlich hohen Räuberdrücken. Dies bewirkt einen permanent hohen Gesamtraubdruck. - Die ökologischen Folgen in Bezug auf diesen extremen Prädationsdruck sind für alle Arten im Bestandspeppimum grundsätzlich die gleichen:
- Alle Beutetierarten, die in ein Bestandstief rutschen – gleich aus welchem Grunde - geraten zugleich in die ökologische Prädationsgrube („predation pit“) und sitzen dort permanent fest. Sie werden von anpassungsfähigen und häufigen Räubern bzw. Nahrungsgeneralisten in ihrem Bestand dauerhaft niedrig gehalten; lokale Reliktvorkommen werden durch die Prädation sogar eliminiert.
- In den naturfernen, wildartenarmen und nährstoffüberfrachteten Zivilisationslandschaften EU-Europas

wird die Prädationsgrube somit zur Endstation! Denn solange den anpassungsfähigen Räubern reiche Ernährungsalternativen und Nahrungsquellen in Form von euryöken Kulturfolgern, ubiquitärem Zivilisationsmüll etc. verfügbar sind, nehmen sie im Bestand nicht ab (wenn sie denn nicht durch Seuchen oder drastische Eingriffe dezimiert werden). Selbst wenn einzelne Beutetierarten aufgrund der Prädation verschwinden, der Gesamtraubdruck bleibt permanent hoch - und immer mehr stenöke Beutetierarten enden früher oder später im „Prädationsgrab“.

- Selbst manche Beutegreifer, die relativ anpassungsfähig und gegenwärtig noch ziemlich häufig sind, könnten letztlich in diesem „Prädationsgrab“ enden, wenn sie in einem mehr oder weniger zufällig verursachten Bestandspeppimum dann plötzlich von noch anpassungsfähigeren und konkurrenzkräftigeren Generalisten dominiert werden ...

Die Analysen der ökologischen Grundlagenforschung und der angewandten Ökosystemforschung fügen sich zu einem Gesamtbild: Unsere landschaftsökologische Synthese ist nicht nur zulässig, sondern im Interesse der Biodiversitätshege, also Erhaltung und Förderung der regionaltypischen Wildartenvielfalt in der europäischen Kulturlandschaft, zwingend geworden!

Lebensraumverbesserung und Raubdruck

Zweifellos haben sich die Lebensbedingungen in ihrer Gesamtheit für viele ehemals häufige Wildtierarten der europäischen Kulturlandschaften in den letzten Jahrzehnten verschlechtert. Die Intensivierung der Landwirtschaft beispielsweise hat zur Zerstörung der Brut-, Deckungs- und Nahrungsgrundlagen des Niederwildes und anderer Lebewesen der Feldflur erheblich beigetragen. Wanderfische sind in zahlreichen Flußsystemen nicht wegen des Kormorans, sondern als Folge der Verbauung und Verschmutzung der Gewässer fast verschwunden bzw. abhängig von Besatzhege.

Doch warum sind viele Beutetierarten auch in den weniger intensiv genutzten Lebensräumen mit nach wie vor günstigen Habitatstrukturen zurückgegangen? Wieso wirken sich auch umfangreiche Renaturierungen oder Hegemaßnahmen zur Verbesserung von Äsung, Deckung, Vegetations- oder Gewässerstruktur kaum positiv aus? Und weshalb kommen alle wissenschaftlichen und praktischen Freilandversuche mit wirksamer Prädationskontrolle in der „ausgeräumten Landschaft“ zum gleichen Ergebnis: drastischer Anstieg aller Beutetierbestände und größere Arten-

vielfalt nach Reduktion des Raubdruckes? Auch hier liefert die wildökologische Forschung klare Antworten:

STOATE, WAKEHAM-DAWSON & TAPPER (1995) untersuchten rund zwei Dutzend Farmen in Südengland auf ihre Lebensraumgüte für den Feldhasen. Wesentliche Ökofaktoren wie Äsung, Deckung, Schlaggröße und Grenzlängen wurden in einem Index für die Lebensraumgüte (Habitatindex) zusammengefasst. Farmen mit insgesamt ungünstigem Lebensraum für den Feldhasen bekamen einen niedrigen Habitatindex (< 40), guten Hasenbiotopen wurde ein hoher Index (> 40) zugeordnet.



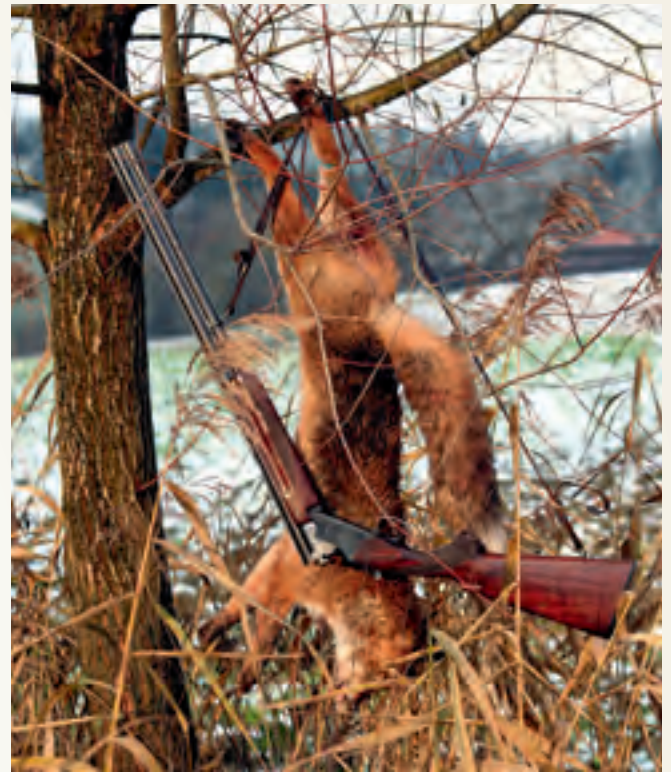
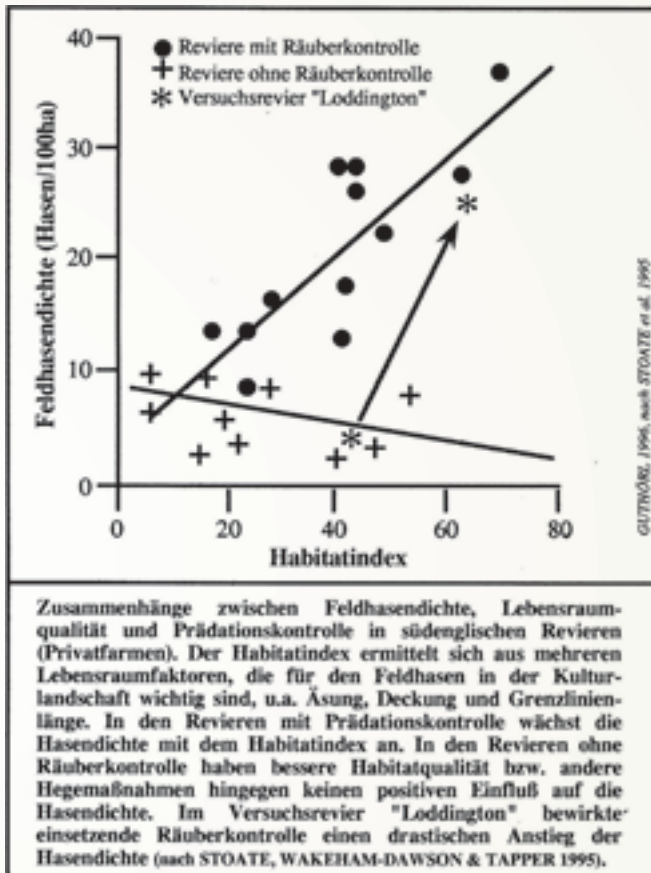
Dann zählten die Wissenschaftler die Besätze. Doch die Ergebnisse der Hasenzählung waren zunächst ziemlich verwirrend: in Revieren mit reichlich Äsung und günstigen Deckungs- und Vegetationsstrukturen waren die Hasenbesätze z.T. deutlich schlechter als in „ausgeräumten“ Revieren mit großflächiger Landwirtschaft. - Sollten denn sämtliche bisherigen Erkenntnisse über die Lebensraumansprüche des Feldhasen falsch sein?

Erst als die unterschiedliche Intensität der Räuberkontrolle auf den Farmen als Lebensraumfaktor in die Analyse mit einbezogen wurde, konnte das Rätsel gelöst werden: nur in den Revieren mit Räuberkontrolle korrelierte die Feldhasendichte positiv mit dem Habitatindex. - Die Farmen mit gutem Hasenbiotop und Räuberkontrolle hatten die besten Hasenbesätze.

In Revieren ohne Räuberkontrolle hingegen war die Korrelation genau umgekehrt: die Reviere mit dem besten Hasenbiotopen hatten die niedrigsten Hasenbesätze; je besser die Äsungs- und Deckungsbedingungen für den Feldhasen sind, desto besser ist die Deckung offenbar auch für die jagenden Räuber.

Um diese Erkenntnisse weiter abzusichern, wurde nun noch ein Experiment durchgeführt. Hierzu wurde ein Gebiet mit mittelmäßigem Habitatindex und sehr geringem Hasenbesatz ausgewählt, wo zuvor überhaupt keine Räuberkontrolle durchgeführt worden war (Revier

„Loddington“). Dort setzte Prädationskontrolle ein, und zwar konzentrierte man sich auf den Fuchs. Eindeutiges Ergebnis: in kurzer Zeit wuchs der Hasenbesatz drastisch; „Loddington“ wurde zu einem der besten Hasenreviere!



Wer reichlich Hasen „ernten“ will ...
der muss die Füchse „kurzhalten“!

NOTIZEN

Die wesentlichen Ergebnisse des naturwissenschaftlichen Öko-Experiments in zwei Sätzen:

- Wo in der Feldflur ohne weitere Maßnahmen nur die Füchse reduziert werden, da steigt der Hasenbesatz deutlich an.
- Ohne Prädationskontrolle hingegen haben alle anderen Maßnahmen zur Verbesserung des Wildlebensraumes nur geringe Auswirkungen; sie können sich sogar negativ auswirken!

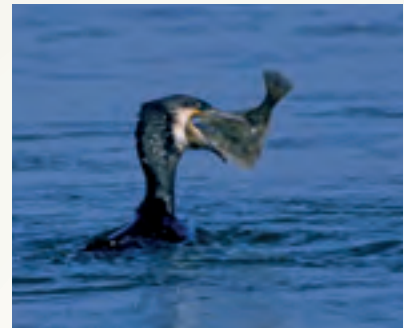
Zu ähnlichen Ergebnissen waren andere Wissenschaftler nach langjährigen Forschungen beim Rebhuhn gekommen (POTTS 1980, 1986). Die gesammelten Daten aus Freilandversuchen waren so umfangreich, dass AEBISCHER (1991) die Verhältnisse in der freien Landschaft schließlich sogar in einem Computermodell simulieren konnte:

- Wo die in EU-Europa übliche industrielle Landwirtschaft stattfindet und keine Maßnahmen zur Lebensraumverbesserung durchgeführt werden, da sind sowohl Frühjahrspaardichten als auch Rebhuhnstrecken gering. Wenn überhaupt auf Rebhühner gejagt wird, dann dürfen nicht mehr als 20% des Herbstbesatzes erlegt werden, um den Frühjahrsbesatz nicht zu gefährden.
- Wo auf den Einsatz von Herbiziden verzichtet wird, da wird die Äsung in Form von Wildkräutern und Kerbtieren zwar deutlich besser, doch die Rebhuhnbesätze steigen nur wenig an. Immerhin wächst der Frühjahrsbesatz um etwa ein Drittel. Die Jagd kann dann rund 40% des Herbstbesatzes entnehmen, ohne den Rebhuhnbestand zu gefährden.
- Wenn neben Verzicht auf Herbizide auch noch die Brutdeckung verbessert wird, dann steigt der Frühjahrsbesatz auf rund das Dreifache des Ausgangsbestandes. Nun können rund 50% des Herbstbesatzes nachhaltig geschossen werden.
- Doch die Lebensraumverbesserungen für das Rebhuhn werden erst vollständig, wenn man außer Äsung und Brutdeckung auch noch den Raubdruck durch intensive Prädationskontrolle gezielt beeinflusst. Die Frühjahrsdichte kann dadurch auf das Zehnfache des Ausgangsbestandes wachsen!
- Selbst wenn das Rebhuhn dann intensiv bejagt wird und jährlich rund 50% des Herbstbesatzes geschossen werden, dann sind die Frühjahrsbesätze noch fünfmal so hoch wie in der Ausgangssituation ohne jegliche Hege.
- Die Rebhuhnbesätze im Frühjahr (!) sind bei intensiver Wildhege (incl. Räuberkontrolle) und intensiver Bejagung im Herbst immer noch doppelt so hoch, als wenn



nur die Äsung und Brutdeckung verbessert würden und die Jagd auf Räuber und Rebhuhn gänzlich eingestellt würde! Im speziellen Kontext unserer früheren Studie

zum Verhältnis Kormoranfraß /Fischbestände (GUTHÖRL 2006) sei schließlich darauf aufmerksam gemacht, dass naturnaher und struktureicher Zustand von Gewässern die Fischbestände nicht vor existenzbedrohlichem Kormoranfraß schützt, wenn die Präsenz des gefiederten Fischers unnatürlich hoch ist (vgl. u.a. BUS 1987; BUWAL 1992, 1995; SCHNEIDER & KORTE 2004; SCHNEIDER 2005).



Raubdruck und Biodiversität

Noch immer werden „Biotopzerstörung“ oder „Habitatverschlechterung“ meist pauschal als Hauptursachen der Artenverarmung in der Feldflur, der Populationsrückgänge beim Niederwild oder Einbrüchen von Fischbeständen und Fischereierträgen genannt. Richtig daran ist zwar, dass keine Tierart die Grenzen ihres Lebensraums auf Dauer überschreiten kann. Doch „Biotop“ oder „Habitat“ bestehen eben - entgegen verbreiteter Auffassung - nicht nur aus abiotischen Faktoren und der Vegetationsstruktur eines Lebensraumes. Auch andere Tierarten beeinflussen als Konkurrenten oder Prädatoren die Qualität des Habitats für eine bestimmte Art oder Population.

Werden Lebensräume in der Feldflur durch „Trittsteinbiotope“ oder Heckenstreifen „vernetzt“, dann sind diese Hegeflächen zugleich Deckung und Leitlinien für die opportunistischen Räuber. Gleiches gilt für Naturschutzgebiete, die wie biogeographische Inseln in intensiv kultiviertem Umland liegen. Nicht selten werden solche Rückzugsgebiete dadurch zu regelrechten Fallen für gefährdete Arten.

Ein neuer Heckenstreifen durch eine Wiese kann das Ende für die letzten Brachvögel oder Rebhühner sein, weil der jagende Habicht ihn geschickt als Leitlinie und Deckung nutzt. Ein allgemeines Jagdverbot in einem Naturschutzgebiet kann das Todesurteil für einen Birkwildbestand bedeuten, weil das Gebiet nun auch zum

Refugium für Wildschwein, Fuchs, Dachs, Habicht und Rabenvogel wird. Eine ungestört wachsende Kormorankolonie in einem streng geschützten Vogelschutzreservat verdrängt seltene Brutvogelarten, zerstört die Ufervegetation und gefährdet die Bestände bedrohter Fischarten in den Gewässern der Umgebung, selbst wenn diese naturnah und strukturreich sind.

- In den Ökosystemen unserer Kulturlandschaften ist der unnatürlich hohe Raubdruck, der von anpassungsfähigen Beuteopportunisten und Nahrungsgeneralisten, also den „Gewinnern des Landschaftswandels“ ausgeht, zum wesentlichen Bestimmungsfaktor für die Populationsdichten vieler Beutetierarten und die Artenvielfalt geworden. Das Nahrungs-, Deckungs- und Brutpotential der Lebensräume ließe bei geringerem Prädationsdruck oft wesentlich höhere Wild- bzw. Fischbestände und größeren Artenreichtum zu.
- Sowohl aus der Sicht des Artenschutzes, im Interesse der Erhaltung und Förderung der Biodiversität wie auch im Sinne von Wildhege, Jagd und Fischerei sind Maßnahmen zur allgemeinen Lebensraumverbesserung, z.B. Reduktion der Umweltverschmutzung, mäßiger Pestizideinsatz, Abbau von Wanderbarrieren, Schaffung von Äsungs- und Deckungsflächen, Brutmöglichkeiten oder Ruhezeiten, grundsätzlich zu begrüßen. In der Kulturlandschaft können sie die Kontrolle des Raubdruckes aber nicht ersetzen. – Nur zusammen mit Prädationskontrolle werden andere Maßnahmen zur Verbesserung des Lebensraumes erst wirksam!
- Nach den Forschungsergebnissen der jüngsten Zeit kann der Prädationsdruck alle anderen ökologischen Negativfaktoren für das Niederwild, Fischbestände und andere Beutetiere noch übertreffen. Günstige Habitatfaktoren, gute Ernährungsbedingungen oder Brutmöglichkeiten können sich unter solchen Umständen nicht positiv auswirken.
- Durch kategorische Schutzmaßnahmen und Lebensraumgestaltung kann die Bestandssituation seltener, gefährdeter oder bedrohter Wildarten nicht verbessert werden, solange dies auch manchen ihrer Raubfeinde, nämlich den Beuteopportunisten und Nahrungsgeneralisten, zugutekommt.
- Die überragende Bedeutung der Prädation für die Entwicklung von Niederwildpopulationen, Fischbeständen und ganzer Artengemeinschaften in der heutigen Kulturlandschaft wird nicht nur erheblich unterschätzt,

von manchen weltanschaulich fixierten Gegnern traditioneller Jagd, Angelfischerei und Hege (welche Räuberkontrolle beinhalten) wird sie darüber hinaus bewusst und systematisch geleugnet – zum Schaden nicht nur der Jagd und Fischerei, sondern auch des klassischen Artenschutzes, der Biodiversität und der landeskulturellen Vielfalt!

Räuber, Jäger und Fischer

Der kritische Leser wird sich nun fragen, wenn der Einfluss des tierischen Räubers schon so gravierend ist, dann müsste der menschliche Jäger doch noch viel Schlimmeres anrichten. Zumal ihm Schusswaffen, Fallen, moderne Angel- und Fischereiausrüstung sowie allerlei andere technische Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Für die wenigen Naturlandschaften auf unserer Erde, in denen noch primitive Jäger und Sammler leben, gilt dieser Einwand gewiss. Und zwar dann, wenn diese archaischen Jäger und Fischer durch Kontakt mit der Zivilisation unverhofft Zugang zu Stahldraht für Schlingen, modernen Schnellfeuerwaffen oder Sprengstoff zum „Dynamitfischen“ bekommen. In den europäischen Kulturlandschaften gibt es jedoch ganz wesentliche Unterschiede zwischen dem tierischen Räuber und dem kultivierten Jäger bzw. Angler, der zugleich auch zivilisierter Mensch, Heger und Waidmann ist:

- Der Räuber jagt, *weil er Hunger hat*.
 - ➔ Jäger oder Angler hingegen sind satt.
- Der Räuber jagt *ganzjährig*.
 - ➔ Jäger und Fischer kennen Schonzeiten.
- Der Räuber jagt *nur in der Gegenwart*.
 - ➔ Heger denken an die Zukunft (Nachhaltigkeit!).
- Der Räuber jagt *ohne Moral und Gesetz*.
 - ➔ Zivilisierte Waidmänner jagen und fischen verantwortungsbewusst.

Die vernünftige, nachhaltige und verantwortungsbewusste Jagd und Fischerei, der Schutz und die Förderung des Wildes und seiner Lebensräume unterscheiden den kultivierten Jäger, Angler und Fischer vom tierischen Räuber. Die Begriffe Waidgerechtigkeit, Fischgerechtigkeit und Hege gehören seit Jahrhunderten zu den Grundfesten der deutschen Jagd und Fischwaid, mit entsprechenden Regelungen in der Gesetzgebung sowie im ungeschriebenen Brauchtum. Ähnlich ist es in anderen Kulturräumen Europas (vgl. EBCD 1994; POTTS et al. 1991). Wäre dies nicht so, dann gäbe es schon lange keine jagdbaren Wildarten mehr in den intensiv genutzten, naturfernen Zivilisationslandschaften Europas.

In Naturlandschaften hat der tierische Räuber wesentliche Regulationsfunktionen; er übt sie unbewusst aus. In der veränderten Umwelt der Kulturlandschaft können diese natürlichen Funktionen der Prädation jedoch zur ernststen Bedrohung für Ökosysteme, Artenvielfalt, Land- und Gewässernutzung und/oder die Landeskultur als Gesamtheit werden.

Wenn seltene Wildarten, die regional typische Biodiversität oder Landschaftsökosysteme, die nachhaltige Land- oder Gewässernutzung und/oder wesentliche Elemente der Landeskultur durch Raubdruck gefährdet werden, der von „Gewinnern“ des Kulturlandschaftswandels ausgeht, dann sollte übermäßiger Prädationsdruck durch bewusste und gezielte Eingriffe des vernünftigen Menschen entweder reduziert oder ersetzt, jedenfalls kontrolliert werden, sei es durch die traditionelle „Hege mit Flinte, Büchse und Falle“ – oder durch effizientere technische Mittel ...



Vom „Mümmelmann“ zur „hasendaemmerung@wildbahn.eu“?

Zwei Schlitzohren mit Beute: Prächtiges Stillleben für traditionelle Niederwildjäger, noch stets Selbstverständlichkeit für bodenständige Bauern, aber höchst fragwürdige Praxis für urbane Naturschützer, Provokation für EU-Veterinärbeamte und Lebensmittelhygieniker, Horror für postmoderne Tierrechtler ...

Biogeographisch betrachtet ist diese bunte Strecke an einem von der EU-Agrarindustrie beackerten Standort ein Bioindikator und zugleich ein symbolischer Lohn für ökosystembewusste Wildhege durch pro-aktive Lebensraumgestaltung: mittels Traktor und Wildkrautsaat, pestizidfreier Feldraine, Pflanzspaten, Flinte und Falle ... Seit der passionierte Jäger, Naturschützer und Tierfreund Hermann Löns vor einem Jahrhundert durchaus jagdkritisch den „Mümmelmann“ besungen, die „Hasendaemmerung“ beschworen und das „Raubzeug“ geadelt hat, gab es bemerkenswerte Konstanten, aber auch signifikante Paradigmenwechsel im deutschen Waidwerk ...

Ist die Jagd heutzutage nur noch atavistisches Hobby einer exzentrischen Minderheit - oder in ihrer Ausprägung als vernünftiges Waidwerk ein ökologisch, ökonomisch und sozial fundiertes Zukunftsmodell für die Integration von nachhaltiger Landnutzung und landschaftsgerechter Wildhaltung in den ländlichen Räumen EU-Europas?

ZUM AUTOR

Dr. Volker Guthörl

E-Mail: baas@wildland.org.za

Europäisches Wildforschungsinstitut (EWI), Universität des Saarlandes

Literaturnachweis:

<http://docplayer.org/66702462-Haeschen-in-der-grube.html>

Prädatoren in der Kulturlandschaft regulieren?!



Streifenweises Auslassen von Herbizide sollte künftig nicht nur ein Versehen sein. Wer Arten schützen will, muss dies als Naturschutzmaßnahme anerkennen.

Der Begriff Niederwild umfasst nur einen kleinen Auszug an Wildtierarten, der in den vergangenen wenigen Jahrzehnten eine problematisch negative Populationsentwicklung hat hinnehmen müssen. In der Kulturlandschaft, insbesondere in den agrarisch geprägten Offenlandschaften Mitteleuropas haben sowohl ehemalige „Allerweltsarten“ als auch per se seltene Arten in ihrer Populationsdichte deutlich abgenommen oder sind regional vollständig verschwunden. Das Beispiel Rebhuhn ist wohl eines der Bekanntesten in der Jägerschaft und es ist davon auszugehen, dass bei anhaltend rückläufiger Tendenz bereits heute ein Verlust von ca. 80% eingetreten ist. Trotzdem das Rebhuhn so sehr in der Bedrängnis ist und auch als Indikator einer artenreichen Feldflur gelten kann, ist das Interesse des behördlichen wie auch verbandsmäßig organisierten Naturschutzes an der Art gering. Dabei wäre das Rebhuhn gerade geeignet, Missstände und Versäumnisse im Naturschutz der vergangenen Jahrzehnte auszuräumen und aufzubereiten. Betrachtet man darüber hinaus die Entwicklung der allermeisten Bodenbrüter, ist deutlich festzustellen, dass die Artenschutzbemühungen, die von

einer unglaublich gestiegenen Anzahl an behördlichen Mitarbeitern in diesem Sektor und erheblich vervielfachten Etats im staatlichen wie im verbändeorganisierten Naturschutz überwiegend am Ziel einer artenreichen Landschaft vorbeigehen. Stattdessen belobigen sich verschiedene Stellen und Verbände mit der scheinbar beweihräucherungswürdigen Leistung, dass z.B. Wolf und Biber nun als Flaggschiffe des Artenschutzes gelten und deren Ausbreitung eines besonderen Einsatzes bedurft hätte. Einziges erforderliches Zutun, um diese beiden genannten Arten zu fördern ist es, das Ende der jagdlichen Verfolgung zu beschließen, einige Individuen gezielt auszusetzen und die Individuen und Familienverbände sich ohne Einschränkung und ohne Rücksicht auf das Eigentum Dritter in der freien Landschaft ausbreiten zu lassen. Ein Erfolg des „Naturschutzes“ im Sinne, dass hier aktiv Habitatgestaltung oder ähnliches zu der Erholung der Populationen geführt hätte, ist nicht ansatzweise der Fall. Somit entwickeln sich – wie manche andere Arten auch – Wolf und Biber völlig unabhängig naturschützerischer Aktivitäten oder z.B. Ausweisungen von Naturschutzgebieten. Diese Scheinerfolge werden allerdings gerne genutzt, um von den tatsächlichen Problemen abzulenken, womit wieder das Rebhuhn in den Fokus der Betrachtung rücken kann. Die Art ist bereits spätestens seit den 1970er Jahren deutlich rückläufig. In der Historie sind zahlreiche Veränderungen der Landschaft eingetreten, die dem Rebhuhn, aber auch dem Kiebitz, der Grauammer wie vielen anderen Arten sukzessive das Überleben in der „Normallandschaft“ weitgehend unmöglich werden lassen. Die Aufzählung negativ wirkender Faktoren ist lang und kann hier nur teilweise und ohne Gewichtung erfolgen: weitgehende Aufhebung der Dreifelderwirtschaft, intensivierter Maschinen-, Dünger- und Pestizideinsatz, Reduktion der Zahl angebauter Feldfrüchte, Vergrößerung der Schläge, Vervielfachung der generalistischen Prädatoren, Umstellung von Sommer- auf Wintergetreide, Wegfall beinahe sämtlicher Brachen im Zuge der Förderung regenerativer Energien durch das EEG, Umbau des Grünlandes in Silageproduktionsstätten usw. De facto gibt es jedoch kein

Naturschutzgebiet, das auf die Wiederherstellung der Lebensgrundlagen der Arten der ehemals typischen Agrarlandschaft abzielt und auch der moderne Biolandbau ist nicht im Ansatz in der Lage, Brut- oder Aufzuchtstätte für Rebhuhn und Co. zu schaffen und damit Stütze der Populationen zu werden. Ständige mechanische Eingriffe mit Großmaschinen sind für eine erfolgreiche Jungenaufzucht kontraproduktiv.

Da es solche Schutzgebiete nicht gibt und auch aufgrund von teils hanebüchenen EU-Vorgaben und Ländergesetzgebungen (Thema Flächenunterstützung etc.) kaum geben kann, sind viele Offenlandarten unter dem derzeitigen gesetzlichen Naturschutzszenario nicht zu erhalten.

Erforderlich würde für das Niederwild i.w.S. Schutzgebiete, in denen nicht primär die zu schützenden Arten im Vordergrund stehen, sondern die dort wirtschaftenden Menschen. Wer Vögel, ebenso Insekten oder auch Pflanzen der Agrarlandschaft langfristig schützen möchte, muss vollständig umdenken und mit den Landnutzern großräumige Konzepte entwickeln, die nahrungsreiche, kleinparzellierte, mosaikartig verteilte und ruhige Ganzjahresbiotopkomplexe schaffen, die nur dann möglich sind, wenn der dort wirtschaftende Bauer mit dieser durchaus produktiven Landschaftsgestaltung finanziell erfolgreicher wirtschaften kann als mit herkömmlichen Methoden, die der Markt üblicherweise von ihm abverlangt. Ergänzend aber unumgänglich wird eine effiziente Prädatorenbejagung, die unter dem aktuellen Populationsdruck generalistischer Beutegreifer jedoch nur noch ausnahmsweise im Ehrenamt zu leisten wäre.



Alleinige Mahd von Naturschutzgebieten hilft nicht allen Arten
Artenreiche Hecken gibt es nicht ohne Säge

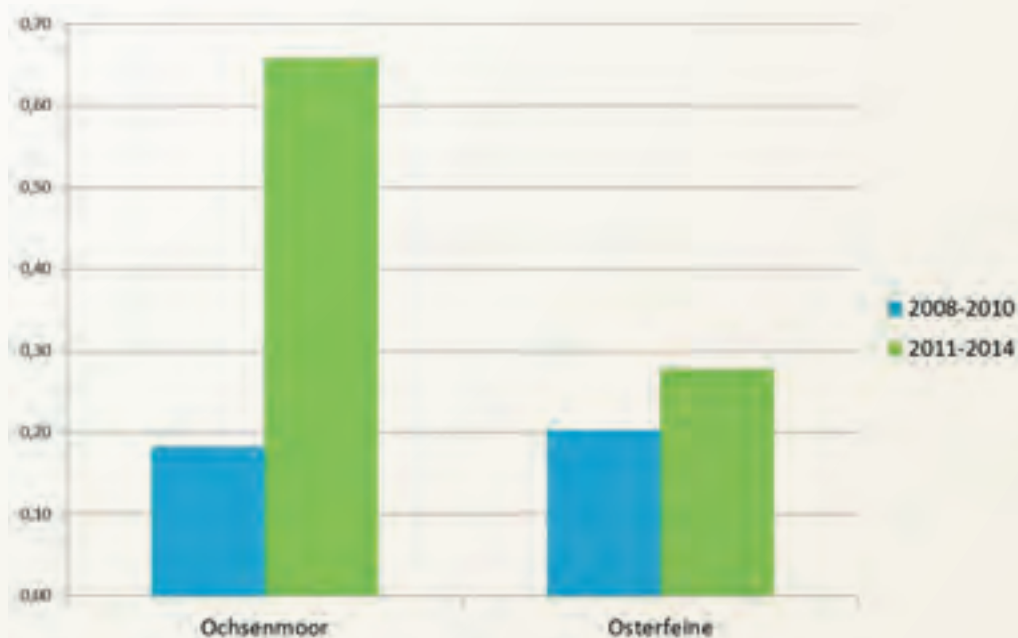


Nun wird die berechtigte Frage aufgeworfen, warum in den bestehenden Naturschutzgebieten, die in großer Zahl gerade im Zuge der inflationären Ausweisung von Natura 2000 – Gebieten deutlichen Flächenzugewinn erfahren haben, nicht oder nur marginal in der Lage sind, Niederwild zu schützen oder auch nur ihre durch Naturschutzverwaltungen definierten Schutzziele zu erhalten, jedenfalls dann nicht oder nur unzureichend, wenn es sich um Bodenbrüter handelt. Mehrere Punkte führen zu einer Minderqualität vieler Naturschutzgebiete. Teilweise werden für viele Millionen Euros Landschaften von Naturschutzromantikern entwickelt, die es in dieser Form nie zuvor gegeben hat und die in einem völlig anderen landschaftsökologischen Kontext stehen, als es jemals zuvor der Fall war. Beispiele extensiver Wiesenlandschaften, die für Limikolen und viele Niederwildarten grundsätzlich geeignet sind, gibt es zahlreich und doch sind sie bezüglich der Ansprüche ihres Habitatmanagements sehr verschieden. Grünländer der Mittelgebirge oder auch mancher Tieflagen wären auch ohne intensive Landwirtschaft heute nicht mehr vergleichbar mit ihrem Zustand vor einigen Jahrzehnten. Begradigungen haben zu einer erhöhten Abflussgeschwindigkeit der Bäche und Flüsse geführt. Hierdurch ist ein tieferes Einschneiden der Fließgewässer zu beobachten, was unter anderem zur Folge hat, dass die Wiesen im Umland nicht mehr überschwemmt und damit auf natürliche Art und Weise durch das mitgeführte Schwemmmaterial gedüngt werden. In der Folge fehlen Pfützen und temporäre Klein- und Kleinstgewässer, die für die Insektenentwicklung von erheblicher Bedeutung waren. Solche Wiesen wurden in früheren Jahren relativ spät gemäht und im späten Jahr kam ggf. die Weidenutzung zum Tragen. Gedüngt wurde mit Stallmist, während die

Flächen heute oftmals noch ohne Viehbesatz ausgehägt werden, was nur bedingt zur Steigerung der Pflanzenartenvielfalt führt, jedoch für das Niederwild kaum Nutzen bringt. Andere Grünländer wurden großräumig vollständig aus der Nutzung genommen und entwickeln sich zu reinen Hochstaudenfluren, die relativ artenarm sind und als Nahrungs- und Bruthabitate für viele Limikolen nur bedingt und nur im Randbereich interessant sind. Die Kleinparzelliertheit fehlt also in der Wiesenbewirtschaftung, der Beweidung, sofern sie erlaubt ist und auch in der Bereitstellung von Sukzessionsflächen und Hochstaudenfluren. Monotone Maßnahmen auf großen Flächen mancher Naturschutzgebiete führen daher auch dort häufig zur Monotonie und damit zur Artenarmut. Während nun manche Wiesen aufgrund des erhöhten Oberflächenwasserabflusses zu trocken werden, wird gelegentlich in Naturschutzgebieten der norddeutschen Tiefebene eine langfristige Vernässung angestrebt. Diese Vernässungsmaßnahmen werden oftmals so sehr intensiviert, dass eine Bewirtschaftung der Grünländer kaum noch möglich ist. Die Artenvielfalt, die die Naturschutzgebiete jedoch wiederherzustellen versuchen, ist zu Zeiten am höchsten gewesen, als eine, wenn auch extensive Bewirtschaftung stets möglich war. Dass sich mit der neuen, gegenüber früheren Zeiten deutlich überzogenen Unterwasserssetzung der Flächen nicht die erwünschte Artenvielfalt einstellt, sollte dann nicht verwundern. Dennoch bieten Naturschutzgebiete gegenüber der intensiv genutzten Agrarlandschaft noch vergleichsweise gute Habitate für die Brut und die Aufzucht. Übersehen wird dabei von Naturschutzseite regelmäßig, dass die

bloße Zahl an Bruten, beispielsweise der Uferschnepfe oder des Kiebitz nicht aussagekräftig für die Qualität eines Schutzgebietes ist. Erst ein dauerhaft ausreichender Aufzuchterfolg führt zu Artenschutzfolgen. Dieser wird jedoch meist unterbunden durch eine extrem hohe Prädationsrate, die durch Jagdverbote in Schutzgebieten gefördert oder erst hervorgerufen ist. Seit einigen wenigen Jahren haben jedoch einzelne Verantwortliche erkannt, dass die Reduktion der generalistischen Prädatoren wie Rabenkrähen, Hauskatzen, Wiesel, Wildschweinen und allen voran Füchsen sowie mancherorts die invasiven Neozoen einen Bruterfolg von Limikolen vollständig unterbinden. Ein sehr eindrucksvolles deutsches Beispiel stellt das Schutzgebiet Dümmer in Niedersachsen dar. Während die Aufzuchterfolge unter anderem von Kiebitz, Großem Brachvogel und der Uferschnepfe in diesem großräumigen und extensiv bewirtschafteten Naturschutzgebiet bis 2010 dauerhaft unter der Erhaltungsgrenze der Populationen lagen, wurde durch den lokal ansässigen Naturschutzverein ein Projekt umgesetzt, das vorsah, in einem Teil des Gebietes eine intensive Prädatorenbejagung durchzuführen, während die zweite Hälfte wie bisher nicht bejagt wird. Das Habitatmanagement blieb davon unberührt und dennoch konnten die Aufzuchterfolge in dem nun bejagten Teil des Schutzgebietes von annähernd null auf Werte gesteigert werden, die die Fortexistenz der Populationen nun sichern können. In dem unbejagten Teil blieben die Aufzuchterfolge nahe der Nulllinie.

Einzig ein angepasstes Habitatmanagement in Verbindung mit einer intensiven Prädatorenbejagung führt zu



Erfolgen im Artenschutz für empfindliche Arten, die in der modernen Zivilisationslandschaft nicht mehr überleben können. Naturschutzgebiete verfehlen allerdings auch dann noch ihren Sinn, wenn sie nur eine Arterhaltung erreichen können. Ziel muss sein, dass in diesen Gebieten so viele Individuen erfolgreich aufgezogen werden, dass auch eine Wiederbesiedlung anderer Landstriche dadurch möglich wird. Dies ist in der bisherigen Naturschutzstrategie Deutschlands kaum Realität geworden, da insbesondere das Prädatorenmanagement mit Scheuklappen betrachtet wird und die Habitatgestaltung sich zu unflexibel an überlieferten Wunschvorstellungen mancher „Naturschutzdinosaurier“ orientiert.

Darüber hinaus muss man anerkennen, dass das klassische Niederwild, wie Feldhase, Fasan, Rebhuhn und ebenso die ehemals häufigen Arten wie Grauammer, Feldsperling und viele andere nicht mit den bisherigen Schutzgebietskonzepten zu erhalten sind. Diese ehemals häufigen Arten sind heute selten und alleine die Seltenheit ist bereits Vorbote der bevorstehenden regionalen, teilweise überregionalen Extinktion, da diese Arten populationsbiologisch nicht dafür ausgelegt sind, die langfristige Arterhaltung durch wenige Individuen zu realisieren.



Kleine Streifen bei der ersten Mahd bis in den September stehen lassen hilft Insekten und dem Niederwild

Naturschutz muss über die Nutzer ohne Einschränkung der Eigentumsrechte in die Fläche gelangen, dann kann in Verbindung mit intelligent organisierten Naturschutzgebieten und einer intensiven Beutegreiferbejagung das Niederwild eine Zukunftsoption erlangen. Der bisherige „deutsche Weg“ der daraus besteht Schutzgebiete auszuweisen, ein unflexibles Habitatmanagement einzufüh-

ren, das Jagdrecht einzuschränken und ein aufgeweichtes und wirtschaftlich nicht lukratives Greeningpaket für die Landwirte aufzulegen, genügt jedoch bei weitem nicht! Nicht einmal die Masse der Allerweltsarten unter den Insekten ist durch die bisherigen Strategien des Naturschutzes zu erhalten, wie eine jüngst erschienene Arbeit aus dem Raum Krefeld beschreibt.



Kluges Management einer extensiven Beweidung kann einen bedeutenden Beitrag zur Biodiversität leisten

ZUM AUTOR

Dr. Daniel Hoffmann

E-Mail: d.hoffmann@gameconservancy.de

Geschäftsführender Direktor
Game Conservancy Deutschland e.V.

Niederwildforschung „Das Mögliche tun“ in Rheinland Pfalz

April 2001 bis Dezember 2007

Empfehlung für die Praxis

Zusammenfassung / Empfehlung für die Praxis, aufgrund der gesammelten Erfahrungen zur Besatzsteigerung der Niederwildarten Feldhase, Wildkaninchen, Fasan und Rebhuhn

Im April 2001 startete das Niederwildprojekt „Das Mögliche tun“. Auftraggeber war das zuständige Ministerium für Umwelt und Forsten Rheinland Pfalz und der Landesjagdverband Rheinland Pfalz e.V. Die Laufzeit zuerst begrenzt auf fünf Jahre, wurde 2005 um zwei weitere Jahre verlängert. Ausgesucht wurde die Region um Rheinhessen, eine der früheren Hochburgen der Niederwildjagd in RLP. Die Jäger der drei aneinandergrenzenden gemeinschaftlichen Jagdbezirke (von Nord nach Süd) Bechtheim, Osthofen Nord und Osthofen Süd mit einer Revierfläche von ca. 3000 ha erklärten sich bereit, unter Anleitung eines Berufsjägers gegenüber der sonst stattfindenden Hege, veränderte Hegemaßnahmen durchzuführen. Als sogenannte Nullreviere, welche sich im gleichen Naturraum befanden, wurden die Reviere Bobenheim-Roxheim 900ha - 15 km südlich, und Gau Odernheim 1500 ha - 10 km nördlich, des Versuchsreviers hinzugezogen. In diesen Revieren wurden (sollten) keine verändernden Hegemaßnahmen durchgeführt (werden). Sie dienten lediglich zum Vergleich, wie sich die Besätze unter den gleichen klimatischen Bedingungen und gleichbleibenden Hegemaßnahmen entwickelten. Die teilnehmenden Reviere wurden aufgrund der Tatsache, dass hier schon aus vielen vorausgegangenen Jahren Hasenzählraten zum Vergleich vorlagen, ausgewählt.

Die Fragestellung war, zum einen:

Können agrochemikalische Rückstände, welche Fertilitätsstörungen bei Wildtieren hervorrufen sollen, wie Phtalate, in den Wildtieren Feldhase, Rebhuhn und Fasan nachgewiesen werden. Hierzu wurde die Gesellschaft für angewandte Biologie und Geologie mbH Rainer Hartmann beauftragt. Das Ergebnis war, dass keinerlei signifikante Einflüsse zu erkennen waren.

Und zum anderen:

Ist es möglich die Niederwildbesätze unter Anleitung eines Berufsjägers mit den jagdrechtlich möglichen Mitteln nachhaltig anzuheben und zu stabilisieren. So auch der Titel des Projektes „Das Mögliche tun“. Hierzu wurden zuerst mit einer Prädatorenkontrolle für zwei Jahre begonnen und dann für drei Jahre mit einer zusätzlichen Biotopverbesserung. Nach diesen fünf Jahren kam es in der Gemarkung Osthofen zu einer Flurbereinigung. Um eventuell eintretende Einflüsse durch eine Flurbereinigung dokumentieren zu können, entschloss man sich das Projekt um zwei weitere Jahre zu verlängern. Die bis dahin angelegten Biotope sind zurück gebaut worden. Die Biotopsstruktur in Bechtheim war somit wieder wie zu Beginn des Projekts im Jahr 2001. In den Jagdbögen Osthofens waren Ausgleichsbiotopsflächen hinzugekommen, die alten Biotope aber

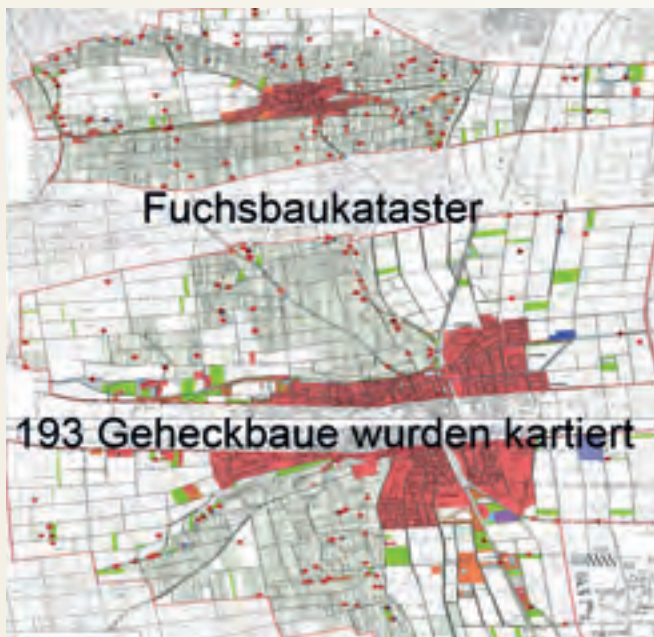
aufgrund der Flurbereinigung verschwunden, so dass in Summe in den Jagdbögen Osthofens die Wildäcker wieder in der Anzahl ähnlich wie zu Projektbeginn vorhanden waren.

Alle gesammelten Daten wurden von Prof Dr. Wolfgang Rohe von der Hochschule für Angewandte Wissenschaft und Kunst, Fachhochschule Hildesheim/ Holzminden/ Göttingen, Fakultät Ressourcenmanagement Göttingen, zusammengestellt.

Um strukturiert Hegemaßnahmen durchzuführen, wurde analysiert wer beeinflusst wann wen. So aufgestellt, wurden anhand eines sich in der Laufzeit immer wieder verbessernden Konzeptes die Hegemaßnahmen verbessert, umgewandelt und angepasst.

Hegemaßnahmen durch die Jäger unter Anleitung

In den Projektrevieren wurde damit begonnen alle Mutterbaue des Fuchses der letzten zehn Jahre zu kartieren, insgesamt waren dies 193 Fuchsmutterbaue.



Quelle WILD DJV Erstellt C. Hildebrandt

Diese Fuchsbaue wurden gegen Ende April auf Belegung durch Jungfuchse untersucht und sofort bei dem kleinsten Verdacht, dass hier Jungfuchse aufgezogen werden mit der Eberswalder Jungfuchsfalle (Doppelklappe) bestückt. Alle Hauptspielfeldröhren bekamen eine Falle. Kleinere Röhren wurden gegen ausbrechen

mit Steinen und Holzpfehlen verbarrikadiert. Immer wieder kam es vor, wenn nicht in der ersten Nacht schon gegen 22Uhr und 3 Uhr die Fallen kontrolliert wurden, dass ein Altfuchs seinen Nachwuchs ausgrub und verschleppte. Durchschnittlich dauerte es 4 Tage bis das komplette Geheck gefangen war. Sollten die Jungfuchse schon etwa katzen groß gewesen sein, dies konnte anhand der etwa klein Finger großen Lösungsstränge bestimmt werden, wurde aus Tierschutzgründen nicht mit der Falle gearbeitet. Hier mussten die Jäger auch hinzulernen. Die übliche Vorgehensweise der Jäger war, dass man sich nach Entdeckung eines Jungfuchsbaues abends an den Bau setzte und schoss was man bekam. Meist schleppte dann die Fähe die restlichen Jungfuchse

über Nacht weg und man bekam nur einen Teil des Gehecks. Nach mehreren Gesprächen wurde diese Methode umgewandelt. Erst wurden durch Ansitze in sicherer Entfernung zum Bau bestätigt wie viele Jungfuchse auf dem Bau waren, dann erlegt man diese während eines Frühsitzes. Mit genügend Zeit, in das Licht/Tag hinein jagend, war sichergestellt, dass alle Jungfuchse des Baues erlegt werden konnten.

Auffällig vor den Mutterbauen war, der hohe Anteil an nicht von den Jungfuchsen verwertetem Futter, welches durch die Altfuchse zugetragen wurde.

Hieraus ergab sich folgende Schluss:

Altfuchse bedienen ihren Nachwuchs nicht nur mit der notwendigen Menge, sondern mit weitaus mehr als von diesen benötigt wird, ja sogar unabhängig von der Größe des Gehecks.

Diese Erkenntnis sollte der Schlüssel zum Erfolg werden. Der Haupteingriff auf die Nachwuchsmortalität des Niederwildes durch Prädatoren findet in der Regel dann statt, wenn diese selbst ihren Nachwuchs mit Futter versorgen. Auf das Klima und Landwirtschaft hat der Jäger keinen, bis kaum einen Einfluss. Hier hingegen konnte mit einer effektiven aber zeitaufwendigen Maßnahme deutlich das Überleben von Jungwild beeinflusst werden. Konnte frühzeitig das gesamte Geheck erlegt werden, erlosch bei den Altfuchsen in Kürze die Notwendigkeit Futter für ihre Jungen beizutragen und sie mussten nur noch für sich selbst sorgen. Hier erlaube ich mir den Hinweis, dass es egal ist, ob aufgrund eines Einflusses, durch wen oder was auch immer, die Geheckgröße der Füchse hoch oder nied-

rig ist. Unabhängig ob Altfüchse zwei oder neun Jungfüchse versorgen müssen, wurde die Futtermenge nicht angepasst. Häufig wird aus den Lagern der Jagdgegner darauf hingewiesen, dass bei hohem Jagddruck auf die Füchse, die Höhe des Wurfes nach oben beeinflusst wird. Auf die Überlebensrate aller am Boden aufgezogenen Jungtiere vom Hasen über Kiebitz, Fasan bis hin zu den Weihen ist aber die Geheckdichte im Lebensraum der wesentliche Einflussfaktor. Wenn man bedenkt, dass ein Fuchs pro Nacht ca. 8,5 km Wegstrecke hinterlegt (Labhard Der Rotfuchs) und dies zur Aufzuchtzeit um den Geheckbau, dann wird deutlich, dass alles was in der näheren Umgebung an Jungtieren im „Nest“ sitzt, leichte und wertvolle Beute ist. Je niedriger die Geheckdichte war, oder je schneller man das gesamte Jungfuchsgeheck erlegen konnte, desto höher war die Chance des Überlebens aller Jungwildnachkommen.



Schlüsselfaktor Jungfuchsfang, Fotos C. Hildebrandt

Dieser Eingriff in die Fuchspopulation sollte sich als Schlüsseleinfluss zur Aufwertung von Niederwild-dichten herausstellen.

Damit die aus den Nachbarrevieren groß gewordenen Haarraubwildarten abgefangen werden konnten, wurden 26 Lebendfangfallen, Kastenfallen und Betonrohrfallen, und 11 Fuchskunstbauten im Revier eingebaut. Diese sollten von den Jägern vor Ort betreut werden. Einige Jäger kümmerten sich sehr gut darum, andere Jäger eher schlecht. Durch den frühzeitigen Erfolg bei der Jungfuchsbejagung reduzierte sich die Chance des Fallenfangerfolges und musste oft neu besprochen werden.

Dachse wurden vor der Projektzeit auch eher vernachlässigt bejagt. Die durchschnittliche Strecke belief sich auf zwei bis fünf Dachse. Durch Ansitz mit der Doppel- flinte am Jungdachsbaue, Anfang August und durch die Fallenjagd wurde diese deutlich auf durchschnittlich 35 Dachse als Jahresstrecke erhöht.

Zur Stärkung der Gemeinschaft wurden revierübergreifend Raubwildjagden organisiert. Wer Zeit hatte kam zum Nachbarn, wenn Senf oder Ölrettich gemulcht wurde. Ab Herbst wurden Rübenäcker, Feldgehölze, Schilfgebiete auf Fuchs & Co gedrückt.

Um die Fuchsgeheckdichte der folgenden Jagdjahre zu reduzieren, wurden für das Projekt zwei Rauhaardackel erworben, von mir abgerichtet, um ausschließlich für die Stöberjagd und Baujagd im DMT Revier eingesetzt zu werden.

Um den Druck aus den Nachbarrevieren im Frühjahr zu reduzieren wurden zusätzliche Fuchsjagdwochen organisiert. Jede hierbei erlegte Fähe konnte kein Geheckbau mehr anlegen, welcher dann mit hohem Zeitaufwand, entweder mit der Falle oder Büchse, zu bejagen gewesen wäre.

Ab August wurden die Rabenvögel, Rabenkrähe und Elster, ebenso mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln bejagt. Am Morgenstrich mit freundlichem oder feindlichem Lockbild. Am Luderplatz von den älteren Jägern, ähnlich der Hüttenjagd. Elstern an Schlafbäumen oder durch Treiben entlang der bekannten Tageseinstände, wie Heckenstreifen, erlegt. Um wiederum einen positiven Effekt für das Steigern der Niederwildbesätze zu erzielen, sollten möglichst gegen Ende Februar, mit Aufgang der Schonzeit, die Dichte der dann im Revier brütenden Krähenvögel reduziert sein.

Diese Bejagungsmethoden des Raubwildes wurde die gesamte Projektzeit durchgeführt.

Biotopgestaltung in den Projektrevieren

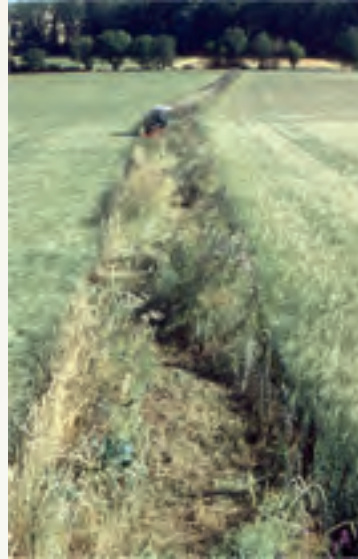
Zu Projektbeginn wurden 28 Wildäcker ca. 12 ha Wildäcker durch die drei Jagdgesellschaften bewirtschaftet, die klassisch mit Mais, Topinambur und etwas Klee bestellt waren. Meist wurden diese im Januar gegrubbert, gemulcht oder gepflügt und somit keine Deckung mehr im Frühjahr boten. Neue Sämereien-Empfehlungen wurden in den ersten beiden Projektjahren keine gegeben.

Ab 2003 wurden zusätzlich 88 Flächen auf 9 ha als Verbindungsbiotope mit Kräutern entlang von Wegen Heckenstreifen, aber auch in die landwirtschaftliche Fläche hinein angelegt. Die Kräuterstreifen in den Ackerschlägen wurden nur von Jagdgesellschaftern, welche selbst Landwirte waren, auf deren eigenen Äckern angelegt.

Andere Landwirte hatten trotz des Angebotes von 500,-/ha Pacht, keinerlei Interesse solche Biotope anzulegen. Sie befürchteten eine Verunkrautung. Selbst mit der Erkenntnis, dass es zu keiner Verunkrautung in den Nachbarschlägen kam, wurde dieses durch diese Landwirte als unnötig bewertet. Von der klassischen Lehre der Niederwildackerbewirtschaftung abgehend konnten die Jäger vor Ort überzeugt werden. Mit einer mehrjährigen, artenreichen, lichten Kräutermischung konnte ein höherer Nutzen für das Niederwild erreicht werden, als mit den Mais- und Topinamburäckern.

Auch die Pflege wurde neu definiert. Bei Verdacht einer frühen Verunkrautung kam in der Auflaufzeit ein Schröpfschnitt zum Einsatz. Dies reduzierte zwar oft das Vorhandensein von einjährigen Arten, wie z.B. Sonnenblume, stärkte aber das Überleben von den mehrjährigen wichtigen Kräuterarten, welche die zur Kükenaufzucht notwendigen Insekten beherbergen und zur Produktion von der hoch energetischen Mutterhasenmilch notwendig sind. In der Vegetationsphase kurz vor dem Verholzen der Getreidefelder wurde in den Niederwildäckern der Mulcher zum Schröpfschnitt eingesetzt. Dies ebenso nicht klassisch, indem etwas linear abgemulcht wurde, sondern in mäandrierendem Verlauf.

Hiermit wurde die Einblickmöglichkeit durch die vorkommenden Habichte in diese Flächen reduziert und der Grenzlinienanteil in der Fläche erhöht. Selbst in den Folgejahren wurden diese Flächen mäandrierend eingesät.



Biotope mäandrierend mit mehrjährigen Kräutermischungen nutzen.

Fotos C. Hildebrandt

Zur klassischen Niederwildhege gehörte selbstverständlich auch das Beschicken von Fasanen- und Rebhuhnschütten. Zusätzlich wurden die Feldhasen im Winter im offenen Feld mit Zuckerrüben gefüttert.

Im Jahr 2005 wurde dann durch eine Flurbereinigung in der Gemarkung Osthofen die Ackerschlaggröße deutlich erhöht. So kam es zum Beispiel in dem Gemarkungsteil Wasserwerk dazu, dass dort auf einer Fläche von 90 ha, aus 81 verschiedenen Feldern nur noch 19 unterschiedliche Ackerflächen mit einer durchschnittlichen Ackerschlaggröße von 4,7 ha wurden. Da die Datengrundlage der letzten fünf Jahre erfasst war, konnte der Landesjagdverband Rheinland Pfalz e.V. auf mein

Anraten bewirken, die Projektzeit um zwei weitere Jahre zu verlängern, um so den möglichen Einfluss dieser Flurbereinigung mit zu untersuchen. Die von 2003 bis 2005 neu angelegten Biotope wurden wieder zurück gebaut, sodass das Niederwild mit den durchschnittlich 4 bis 6 ha großen Ackerschlägen nun eine andere Biotopvoraussetzung hatte.

Anhand des Gemarkungsteils Wasserwerk ließ sich abschließend sehr gut dokumentieren, dass der Hase mit diesen Veränderungen sehr wohl zurechtkam, das Rebhuhn hingegen nicht. Im Frühjahr 2001 zählten wir auf einer Zählfläche von 76,3 ha 41 Hasen im Herbst 2005 waren es 83 und mit der flurbereinigten Fläche im Herbst 2007 144 Hasen auf 76,3 ha, wenngleich ab 2005 und 2006 der Hase dort auch schon bejagt wurde. Die Rebhuhndichte entgegen reduzierte sich dort von einem Herbstbesatz mit 116 Hühnern 2004 auf 74 Hühner 2007.

Nachhaltige Nutzung

Nachdem nunmehr in den Projektrevieren sich die Besätze gut entwickelten, wurden die Stimmen groß auch einmal jagen zu wollen. Die klassische Bejagung, "Kommt wir ziehen nun einmal los und schauen, was sich erbeuten lässt" wurde schon lange nicht mehr praktiziert. Die letzten Hasenjagden in Revieren waren zum Teil 15 Jahre her. Osthofen Nord hatte die letzte Jagd im Jahr 1998. Hier wurde zwar nach Zählergebnis des Zuwachses gejagt, aber nicht nach dem Zählergebnis in den Teilflächen. Es kam daher zu einem Verlust des Stammesbesatzes im Revierteil „Sauern“, hier wurde deutlich über den Zuwachs hinweg geschossen. So entwickelte ich einen Bejagungsplan, der nur erlaubte, dass nach den Zählflächen in bestimmten Lebensräumen Hasen entnommen werden sollten.

Vorgabe war, dass nach der Herbstzählung, abzüglich der Wintersterblichkeit von 15%, in dem Lebensraum 50 Hasen als Frühjahrsbesatz vorhanden bleiben sollten. Diese Dichte konnte der dort vorgefundene Naturraum hergeben. Erschlossen hatte sich diese Zahl aufgrund der im Jahr 2004 aufgetretenen EBHS (European Hair Syndrom). 2004 wurden insgesamt 149 verendete Hasen gefunden. Der Feldhase wurde von dieser Seuche heimgesucht, als wir Besatzdichten von über 150 Hasen auf 100 ha hatten. Um diesem entgegen zu wirken, kam es zu dieser möglichen Dichteberechnung, und somit ohne weitere Seuchenzüge diverser Feldhasenkrankheiten.

Fasanen- und Rebhuhnbesätze wurden durch Zähltreiben und Verhörmethoden erfasst und nach Rücksprache mit den Jagdgesellschaften schonend ab Herbst 2004 bejagt.

Zu Projektbeginn lag die Fasanenstrecke bei zwei Stück. In den Jahren 2004 bis 2006 wurde 284 Hähne und im Jagdjahr 2007/2008 alleine 205 Fasanenhähne, ohne, dass je eine zusätzliche Auswilderung stattgefunden hatte, erlegt. Die Rebhuhnjagd blieb die Ausnahme. Nur in der Jagdgesellschaft Osthofen Süd wollten die Jäger einige Hühner jagen. In den anderen beiden Revieren war der Anblick dieser Art den Jägern Lohn genug und sie wollten diese eher noch mehr aufbauen als zu nutzen.

Die Feldhasenjagd begann im Jahr 2004 und wurde nachfolgender Planung durchgeführt:



Quelle PP Wm C. Hildebrandt

Im Rahmen dieses Bejagungsplans wurden in den Projektjahren ab 2004 bis 2007 976 Feldhasen erlegt.

Die Entwicklung der Niederwildbesätze in den Projektrevieren und der Nullreviere

Die Vergleichsreviere zählten nur Feldhasen. Gau Odernheim begann Herbst 2001 mit 81 und Herbst 2007 mit 134. Der leichte Anstieg kam erst als die Jäger begannen, Jungfuchse ähnlich wie die Projektreviere am Bau zu entnehmen. Das Revier Bobenheim Roxheim begann im Herbst 2001 mit 221 Hasen und schloss seine Zählung im Herbst 2007 mit 246 Hasen.

Stück/Jäger in OÖ 2016/17					
2001	Bechtheim	Osthofen Nord	Osthofen Süd	Gau Odernheim	Bobenheim Roxheim
Hase	175	327	119	81	221
Kanin	60	180	70		
Fasan	50	30	35		
Rebhuhn	35	42	46		

Stück/Jäger in OÖ 2016/17					
2007	Bechtheim	Osthofen Nord	Osthofen Süd	Gau Odernheim	Bobenheim Roxheim
Hase	434	683	539	134	246
Kanin	ca. 500	ca. 600	ca. 600		
Fasan	210	325	280		
Rebhuhn	212	189	215		

Ausblick für die Zukunft

Die drei Säulen der Niederwildhege Biotopverbesserung, Prädatoren-Management und nachhaltiges Nutzen, wurden intensiv erarbeitet und mit viel Schweiß umgesetzt, um so zu diesem Erfolg zu führen.

Erfolgreich konnten diese Reviere nur sein, da die Fläche fast 3000 ha zusammenhängend war und einen professionellen Moderator für alle Belange der Niederwildhege vor Ort hatten.

Heute, im Jahr 2018 sieht die Lage der Projektreviere schlechter als vor Projektbeginn 2001 aus. Durch verschiedene Umstände kam es zu einem völligen Absturz der Besätze. Den größten Anteil dieses Absturzes hat meines Erachtens die fehlende Motivation der Jäger vor Ort. Das Biotop hat sich nicht verändert, daher kann dies nicht die Ursache für den Rückgang der Besätze sein. Viele der Jagdgesellschaftsjäger haben seit kurzem einen Jagderlaubnischein in einem Schwarzwildrevier und nutzen ihre Zeit jagdlich meist in diesen Revieren. Die Alten können und wollen diese aufwendige Arbeit nicht mehr länger alleine stemmen. Niederwildhege ist Knochenarbeit, bedarf fleißige, motivierte Jäger auf einer großen Fläche von mindestens 2500 ha sowie einen

niederwildgerechten Naturraum mit klimatisch günstigen Bedingungen. Diesen Naturraum finden Hase, Fasan, Rebhuhn und Co. aufgrund der Zwänge in der landwirtschaftlichen Produktion immer seltener vor. Hier müsste die Politik die Weichen stellen. Eine Schonung von Prädatoren schadet allen Bodenbrütern und Co. Die Jungfuchsbejagung ist ein Schlüssel, um die Vermehrungsrate des Niederwildes zu einer stabilen Nutzungsrate zu bringen.

Der größte jagdlich hausgemachte Fehler ist, wenn die Jahresstrecke der Füchse zu 75 % im Herbst und Winter erlegt wird und nicht von Ende April bis zum 1. Juni.

ZUM AUTOR

Christoph Hildebrandt

E-Mail: c.hildebrandt@lvjv-rlp.de

Wildmeister, Akademischer Jagdwirt, Leiter der Landesjagdschule Landesjagdverband Rheinland-Pfalz

NOTIZEN

Mit zweierlei Maß

Vergleich von Umfang, Intensität und Bedeutung der Schalenwildbejagung zur Prädatorenbejagung und die Folgen für Artenschutz und Niederwildhege

Der Vortrag besteht aus der Gegenüberstellung der unterschiedlichen Praktiken in der Schalenwild- und Prädatorenbejagung und der Begründung dafür, sowie die Folgen für die verschiedenen Lebensräume und die dort lebenden Tierarten und die Folgerungen daraus.

Hintergrund:

Die Schalenwildbejagung ist essentieller, selbstverständlicher und flächendeckender Bestandteil des Jagdwesens, der Land- und Forstwirtschaft und des Naturschutzes. Sie ist in den verschiedenen Gesetzen, Verordnungen, Zertifizierungen, und Verbandsprogrammen fest verankert. Niedrige, angepasste Schalenwildbestände werden als unabdingbare Voraussetzung zum Waldumbau zu sich selbst verjüngenden, klimastabilen, artenreichen, nicht entmischten und nachhaltig wirtschaftlich nutzbaren Wäldern angesehen.

Demgegenüber ist die Prädatorenbejagung freiwillig, zwischen den verschiedenen Interessengruppen umstritten und wird nur in einigen Niederwildrevieren effektiv und planmäßig umgesetzt. Es gibt keine behördliche sanktionsbewehrte Verpflichtung Prädatoren zu bejagen.

Seit ungefähr einem halben Jahrhundert wird die Bejagung von Prädatoren von Seiten des Naturschutzes als unökologisch, kontraproduktiv und als Überbleibsel eines überkommenen Schädlings - Nützlings Denkens weitgehend abgelehnt. Es gilt das Prinzip, dass bedrohten Tierarten ausschließlich mit der Verbesserung der Lebensräume geholfen werden kann. Die Erfahrungen der Niederwildjäger, dass Lebensraumverbesserungen nur mit gleichzeitiger Prädatorenbejagung positive Wirkungen entfalten können, wurden als unwissenschaftliche und unbewiesene Meinung auf vielen Ebe-

nen abqualifiziert. Wissenschaftliche Untersuchungen über die Bedeutung der Prädation wurden und werden massiv angezweifelt und die Verfasser als "Vertreter der Reinertragslehre" diffamiert. Niederwildjägern wurde darüber hinaus Eigeninteresse nach dem Motto "die wollen doch nur mehr Hasen und Fasane schießen" unterstellt. Das sich die Argumentation der "Streckenerhöhung durch Prädatorenbejagung" und der angeblich "kontraproduktiven Wirkung von Prädatorenbejagung durch Erhöhung der Reproduktion" widersprechen, wurde erstaunlicherweise selten thematisiert.

In der Jägerschaft hat die Bedeutung der Raubwildbejagung seit einigen Jahren abgenommen. Mit der Erhöhung der Schalenwildbestände ging eine Verringerung des Niederwildes einher. Mit der Verringerung der Hegebemühungen für Niederwild sank auch die Bejagungsintensität auf die Raubwildarten erheblich. Gesetzliche Einschränkungen bei den Jagdarten und -zeiten sowie die Vollschonung vieler Raubwildarten erschwerten den Niederwildhegern die Raubwildjagd und erhöhten den Aufwand um effektiv Erfolg zu haben.

Mit dem Nachlassen der Bejagungsintensität auf Prädatoren erhöht sich der Einfluss der Prädation aber nicht nur auf die jagdbaren Wildarten, sondern auch auf nichtjagdbare und geschützte Tierarten, vor allem auf Bodenbrüter. Während noch vor einigen Jahren vielerorts die bizarre Situation bestand, dass der Naturschutz die Raubwildbejagung massiv kritisierte und bekämpfte, gleichzeitig aber auch, beispielsweise in Bodenbrüterschutzgebieten, entscheidend von ihr profitierte, bekommen heute die Betreuer von Schutzgebieten die nachlassende Prädatorenbejagung unangenehm zu spüren. In den großen Bodenbrüterschutzgebieten

in Niedersachsen und Nordrhein - Westfalen beispielsweise am Dümmer und im Kreis Steinfurt sanken die Reproduktionsraten der Leitvogelart Brachvogel gegen Null. Obwohl auf tausenden Hektar landeseigener Feuchtwiesenfläche optimale Lebensraumverhältnisse geschaffen wurden, konnten die Brachvögel nicht bestandserhaltend reproduzieren. Erst ein wissenschaftlich begleitetes Prädatorenbejagungskonzept, vor allem mit Betonrohrfallen für Füchse, brachte beispielsweise im Naturschutzgebiet Dümmer den entscheidenden Durchbruch. Mittlerweile veranstalten Naturschutzverbände Symposien zum Erfahrungsaustausch zum Bodenbrüterschutz durch Prädatorenreduktion. Diese Entwicklung ist grundsätzlich positiv zu bewerten. ***Man kann mittlerweile von einem Paradigmenwechsel bei Teilen des praktischen Artenschutzes sprechen!***

Problematisch ist allerdings die Forderung von Naturschutzseite, die Prädatorenbejagung auf Schutzgebiete zu beschränken. Prädatoren kennen keine Gebietsgrenzen und wandern in ein geschaffenes Vakuum ab. Das gilt umso mehr, wenn die Schutzgebiete klein sind und der Prädatorenbesatz im Umland hoch ist. Die flächendeckend vorkommenden, sowie die in nicht ausgewiesenen Biotopen lebenden Arten, auch im naturnah bewirtschafteten Wald (z. B. Auer- und Birkwild), würden bei einer lediglich punktuellen Prädatorenbejagung in ausgewiesenen Schutzgebieten den Prädatoren geopfert.

Wenn die Prädatorenbejagung eine unabdingbare Voraussetzung ist, dass Bodenbrüter in optimalen Lebensräumen reproduzieren können, gilt das um so mehr in suboptimalen Lebensräumen z. B. in Agrarregionen und zwar sowohl bei konventioneller, als auch biologischer Wirtschaftsweise! Die positive Besatzentwicklung von Tierarten in Gebieten ohne oder mit intensiv bejagten Prädatoren unterstreicht diese These.

Im Vortrag wird ein Vergleich von Ausschlussversuchen von Schalenwild z. B. durch die Anlage von Weisergattern und Ausschlussversuchen von Prädatorenarten z. B. durch Elektroschutzzäune im Seevogelschutzgebiet Graswarder und der Besatzentwicklung des Feldhasen auf der Fuchs- und Marderfreien Nordseeinsel Föhr vorgestellt. Diese Ausschlussversuche haben gezeigt, dass auch in naturbelassenen optimalen Lebensräumen Prädatoren ihre Beute ausrotten können und dass in konventionell bewirtschafteten Agrarregionen seit

Jahrzehnten gleichbleibend hohe Reproduktionsergebnisse beim Feldhasen möglich sind.

Beispiele:



Ausschlussversuch von Raubsäugern auf der Ostseehalbinsel Graswarder. Auf einem Hektar mit doppelter Schafzaunweidelitze eingezäunten Fläche haben 2017 220 Sturmmöwenbrutpaare im Durchschnitt 1,8 Jungvögel aufgezogen. Auf der übrigen 99 Hektar großen, seit 1971 als Naturschutzgebiet vom NABU betreuten Halbinsel, brüten keine Sturmmöwen mehr erfolgreich. Die Fläche ist flach, naturbelassen, fast vollständig mit einer niedrigen Salzwiesenvegetation bewachsen und wird nur von wenigen Rindern zeitweise extensiv beweidet. Bis 1976 wurden von bis zu 5000 Sturmmöwenbrutpaaren 40.000 Eier abgesammelt. Der dramatische Rückgang setzte Anfang der 90 er Jahre mit dem Vorkommen der ersten Füchse auf dem Graswarder ein. In dieser Zeit wurde das Aussetzen von Fasanen in Schleswig - Holstein verboten. In den umliegenden Revieren Ostholsteins verlagerte sich der jagdliche Schwerpunkt auf Damwild und Schwarzwild. Als Folge dieser Entwicklung wird die Bejagung der Prädatoren nur noch in wenigen Revieren planmäßig und intensiv ausgeübt. Diese Entwicklung ist in vielen Schalenwildgebieten zu beobachten. Der für den Graswarder zuständige Referent, Vorsitzender des NABU Heiligenhafen, ehemaliger Naturschutzbeauftragte von Schleswig - Holstein und ehemaliger NABU Deutschland (DBV) Präsident Klaus Dürkop, setzt sich vehement für Schutzzäune, ein Prädatorenbejagungskonzept und verstärkte Prädatorenbejagung auf dem Graswarder und im Umland der Seevogelschutzgebiete ein. Die Einstellung, bedrohten Arten nicht nur durch Verbesserung von Lebensräumen, sondern auch durch die intensive Bejagung von

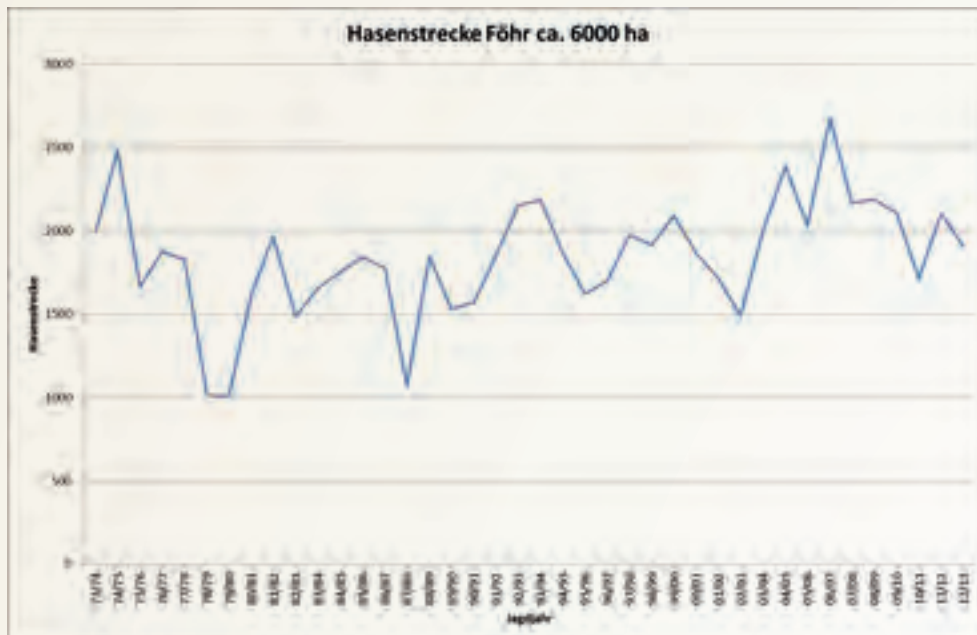
Prädatoren helfen zu müssen, wird leider auch heute von vielen Verbandsvertretern, Biologen und Behörden immer noch nicht geteilt.



Ausschlussversuch von Schalenwild in Form eines Weisergatters im Wald. Diese Weisergatter werden heute in vielen Forstrevieren standartmäßig angelegt, um den Einfluss von Schalenwild auf die Waldvegetation zu dokumentieren. Die verschiedenen Waldzertifizierungen fordern unter anderem eine natürliche Verjüngung des Waldes ohne spezielle Schutzmaßnahmen. Der Bestand der Schalenwildarten muss so intensiv bejagt werden, dass eine natürliche Verjüngung ermöglicht wird. Während Weisergatter im Wald für die Forderung nach Erhöhung des Abschusses von Schalenwild allgemein anerkannt sind, werden entsprechende Forderungen aus Ergebnissen von Ausschlussversuchen von Prädatoren von vielen Naturschützern, Biologen, Verbänden und Behörden nicht unterstützt, sondern teilweise vehement bekämpft.

NOTIZEN

[illegible]



Die **Nordseeinsel Föhr** ermöglicht einen „natürlichen Ausschlussversuch“ der beiden Prädatorenarten Fuchs und Marder, weil sie dort nicht vorkommen. Die dort erzielte Hasenstrecke zeigt eine völlig andere Entwicklung, wie auf dem Festland und Inseln oder Halbinseln mit einem Fuchs- und Mardervorkommen. Die Strecke ist langfristig gleichbleibend. Die Jahresschwankungen sind vor allem witterungsbedingt. Auffällig ist die schnelle Erholung von schlechten Hasenjahren nach der Verbesserung der Verhältnisse. Aufschlussreich ist die positive Hasenstreckenentwicklung auch unter dem Hintergrund der vielfältigen Veränderungen in der Landwirtschaft. Auf Föhr findet großflächig eine konventionelle Bewirtschaftung der Agrarflächen statt. Das hat dem Hasen offenbar unter dem Hintergrund fehlender Füchse und Marder nicht geschadet. Wobei die Frage, wie sich der Hase bei einer anderen Wirtschaftsweise entwickeln würde, so nicht geklärt werden kann. Die Tatsache, dass z. B. auf der Ostseehalbinsel Darß bei fast vollständiger ökologischer Landbewirtschaftung und Ausweisung als Nationalpark, keine nennenswerten Niederwildbesätze vorhanden sind, spricht allerdings für die überragende Bedeutung der Prädation für die Entwicklung von Niederwildbesätzen und Bodenbrütern. Weiterhin belegt die Entwicklung der Hasenstrecke auf Föhr die bei Niederwildjägern schon lange bekannte Erfahrung, dass der Fuchs Hauptprädatoren des Feldhasen ist.

Der **Kreis Steinfurt** liegt im nördlichen Münsterland in Nordrhein – Westfalen. und ist ca. 180.000 ha Groß. Mit

66 % Feldanteil und nur 14 % Waldanteil gehört er zu den typischen Niederwildregionen. Bis Anfang der 70 er Jahre war der Landkreis durch Feuchtwiesen, Moore und Heiden geprägt. Die preußische Streckenerhebung von 1885/86 weist mit 140 erlegten Stück Birkwild eine ähnliche Zahl, wie die zentralen Kreise der Lüneburger Heide auf. Durch die Entwässerung und Flurbereinigung verschlechterte sich der Lebensraum für Birkhuhn und Brachvogel. Für die Kulturfolger und Liebhaber trockener Böden wie Feldhase und Fasan verbesserten sich die Lebensbedingungen. Erstaunlicherweise fand diese Entwicklung ihren Höhepunkt ab dem Jahrhundertssommer 2003 bis zum Jahr 2007. In dieser Zeit wurden mit Spitzenstrecken von ca. bis zu 40.000 Fasanen und 20.000 Hasen ungefähr die doppelte Strecke wie in den als „goldene Jahren des Niederwildes“ ins kollektive Gedächtnis der Jäger eingegangene Zeit bis Ende der 70 er erzielt. Ab 2008 setzte ein bis heute ungebrochener Rückgang ein. Während die Hasenstrecke nicht durch das Aussetzen manipuliert wurde, hat das Auswildern von Fasanen dort eine gewisse Tradition. Wie hoch der Anteil ausgesetzter Vögel ist, kann nur geschätzt werden. Die Tatsache des Rückgangs der Fasanenstrecke von 2007 auf 2008 um fast 50 % spricht aber gegen einen erheblichen Anteil ausgesetzter Tiere, weil gerade in schlechten Fasanenjahren natürlich mehr ausgesetzt wird und ein so starker Rückgang dann gar nicht stattfinden könnte. Durch die Beobachtung und Tätigkeit von Berufsjägern und anderen Niederwildjägern ist ganz klar dokumentiert, dass in dieser Zeit ein



hoher Besatz an wilden Fasanenhennen und erfolgreich aufgezogener Gesperre vorhanden war. Interessant ist die Höhe der Hasen- und Fasanenstrecke auch unter dem Hintergrund, dass sie in einer Zeit und an einem Ort intensiver konventioneller Landbewirtschaftung möglich war. Diese Streckenentwicklung wäre ohne eine großflächige intensive Prädatorenbejagung in der nordwestdeutschen Tiefebene, in deren Zentrum der Kreis Steinfurt liegt, nicht möglich gewesen. Die in den letzten Jahren erlassenen gesetzlichen Restriktionen bei der effektiven Bejagung von Prädatoren haben auch in dieser Region ein erhebliches Anwachsen der Prädatorenbesätze zur Folge gehabt. Ein Ergebnis davon ist, dass die ca. 320 Brachvogelbrutpaare im Kreis Steinfurt fast keine Jungtiere mehr erfolgreich aufziehen können. Hauptsächlich in den ca. 12.000 ha Naturschutzgebieten des Kreises leben ca. 50 % der Brachvogelbrutpaare Nordrhein – Westfalens. Das zeigt, dass auch in großen optimalen Lebensräumen Bodenbrüter nur bei gleichzeitiger intensiven Prädatorenbejagung erhalten werden können.

Folgerungen:

Die Anerkennung der Prädatorenbejagung als Voraussetzung zum Schutz von Bodenbrütern muss unter dem Aspekt des Artenschutzes eine Angleichung an die Praxis und den administrativen Hintergrund der Schalenwildbejagung zur Folge haben! Anhand von verschiedenen Beispielen der Ungleichbehandlung von

Schalenwild- und Raubwildbejagung sollen machbare Lösungen für eine veränderte jagdliche Praxis aufgezeigt werden. Zusätzlich sollen Fachbeispiele für eine Änderung in Gesetzen, Verordnungen und Verbandspolitik der betroffenen Institutionen diskutiert werden. Weiterhin wurde gezeigt, dass die flächendeckende Prädatorenbejagung, neben der Verbesserung von Lebensräumen, die zentrale Voraussetzung ist, Niederwildarten zu erhalten und nutzen zu können. Die Primärmotivation „Niederwildhege“ ist für den Jäger von zentraler Bedeutung, um Prädatoren auch tatsächlich zu bejagen. Ohne die flächendeckende Präsenz von Jägern ist eine effektive Prädatorenbejagung nicht vorstellbar. Die aufgezeigten Ergebnisse sollten bei allen Beteiligten dazu führen, nicht mehr nur über die Bedeutung der Prädation zu diskutieren, sondern auf den verschiedenen Ebenen eine flächendeckende, zeitgemäße, breit aufgestellte Prädatorenbejagung in der Praxis auch tatsächlich durchzuführen!

ZUM AUTOR

Elmar Eickhoff

E-Mail: eickhoff.singhofen@t-online.de

Revieroberjäger, Mitglied im Fachausschuss Niederwild des Bundesverband Deutscher Berufsjäger.

Wieso gibt es so große Unterschiede bei den Niederwildstrecken?

Verpflichtung zur Erhaltung eines gesunden Artenreichtums

- ◆ Prädatoren sind die Gewinner in unserer Kulturlandschaft
- ◆ Niederwild hat es viel schwerer in unserer Kulturlandschaft
- ◆ **Gleichgewicht und Artenreichtum kann ohne Regulierung durch den Jäger nicht erhalten werden!**

Fuchs

- ◆ einziger Feind des Fuchses – **Tollwut** – wurde in den 80er Jahren durch den Mensch ausgeschaltet
- ◆ Massiver Anstieg des Fuchsbestandes bis zum Fünffachen oder noch mehr
- ◆ Verbot von **Schwanenhals**

Ganzjährige geschonte Greifvögel

- ◆ viele Arten haben sich erholt und ihre Bestände geraten außer Kontrolle
- ◆ Erstellung von Fang- und Schusszeiten notwendig!
- ◆ Mit welcher Begründung sollten sie weiterhin ganzjährig geschont werden?



NOTIZEN

[illegible]

Ratte

- ◆ wird als Prädator unterschätzt
- ◆ Massive Verluste bei Junghasen und Gelegen
- ◆ Ganzjährige Bekämpfung mit einfachen Mitteln möglich!

Rabenkrähe / Elster

- ◆ Massive Verluste bei Junghasen, Gelegen und Rehkitzen usw.
- ◆ eine der intelligentesten Wildarten
- ◆ Krähenbejagung verzeiht keine Fehler!
 - Lockjagd
 - Nordischer Krähenfang



Jagdleiter

- ◆ Verantwortung gegenüber Jagd- und Grundeigentümer
- ◆ sollte nicht der Prellbock für alle Jäger sein
- ◆ jedes Revier ist für seine Strecke verantwortlich – nicht der Jagdleiter
- ◆ Jagdleiter soll unterstützen und als Vorbild wirken

NOTIZEN

[illegible]

Von Jäger zu Jäger

- ◆ der maßgebende Unterschied von Revier zu Revier ist die Hege der dort wirkenden **Jäger**
- ◆ Motivation in jeder Hinsicht
- ◆ Ausdauer und Geduld
- ◆ Mit der Natur leben und lernen
- ◆ Wie und wann wird Raubwild konsequent bejagt?
- ◆ gesamte Betreuung des Reviers
- ◆ durchgeführte Biotopverbesserungen

Sind das die Ursachen? Oder nur Ausreden?

- ◆ Landwirtschaft?
- ◆ Wetter?
- ◆ Straßenverkehr?
- ◆ Freizeitbenutzer?
- ◆ Biotopverluste?
- ◆ Einschränkung der Fangjagd?
(Schwanenhals)

Was kann jeder Jäger tun?

- ◆ Ausdauer und Geduld aufbringen
- ◆ Motivation steigern
- ◆ viel **zu Fuß** im Revier unterwegs sein
- ◆ Pirschzeichen erkennen
- ◆ Mehr Zeit im Revier verbringen
- ◆ revierüberschreitende Raubwildbejagung
- ◆ andere bei der Raubwildbejagung unterstützen und Wissen weitergeben

NOTIZEN

[illegible]

Was kann jeder Jäger tun?

- ◆ Raubwildbejagung
- ◆ Effektive Ausübung der Fangjagd
- ◆ Biotopverbesserung
- ◆ Bestandsangepasste Bejagung des Niederwildes
– Hasenzählungen
- ◆ Wildrettung vor der Grasernte
- ◆ Jagdliches Handwerk an Jungjäger weitergeben

Was kann jeder Jäger tun?

- ◆ Raubwildbejagung
 - Effektive Ausübung der Fangjagd
 - Falle fängt 24h täglich!**Fangmelder Zeitersparnis!**



Raubwildbejagung

- ◆ Es ist nicht wichtig wie viel zur Strecke kommt, sondern was im Revier übrig bleibt.
- ◆ Fangjagd ist ein Muss!
- ◆ gesetzliche Möglichkeiten zur Gänze nutzen
- ◆ konzentrierte Bejagung in den Spätwinter und Frühlingsmonaten

NOTIZEN

[illegible]

**Teil der Beute von 5 Altfähen
zur Aufzucht von 15 Rüden und 23 Fähen:**

- ◆ 11 Rehkitze
- 68 Althasen
- 38 Fasanhennen
- 16 Fasanhähne
- 23 Haushühner
- 7 Stockenten
- 2 Kreuzottern
- 165 Stück gesamt**

Gefunden im Umkreis der Baue!

Jungfuchsbejagung – nötiges Übel



NOTIZEN

[illegible]

Schwanenhals erlauben – für geschulte Jäger



NOTIZEN

Steigerung der Motivation zur Raubwildbejagung

- ◆ Raubwildkassa
- ◆ Wie viele Fallen stehen pro 100ha?
- ◆ gegenseitige Jagdeinladungen
- ◆ Mindeststrecke bei Niederwildjagden einführen!
– mindestens ein Stück pro Jäger
- ◆ Vermarktung von Niederwild
- ◆ Zukünftige Jagdstrecken liegen in **unserer Hand!**

Öffentlichkeitswirksam auftreten

- ◆ zur Jagd stehen – auch **Politker**
- ◆ Brauchtumspflege
- ◆ nicht nur Trophäenjagd betreiben
- ◆ richtiges argumentieren der Jagd
gegenüber Außenstehenden
- ◆ gutes Verhältnis zu Grundeigentümern usw. halten

Was kann jeder Jäger tun?

- ◆ Möglichkeiten zur Biotopverbesserung erkennen und umsetzen



Was kann jeder Jäger tun?

- ◆ Bestandangepasste Bejagung des Niederwildes



Was kann jeder Jäger tun?

- ◆ Jungjäger richtig motivieren und integrieren!
Lehrjahre sind keine Herrenjahre!



NOTIZEN

[illegible]

Neue Zuwanderer



Gute Niederwildstrecken durch intensive Raubwildbejagung



Raubwildbejagung ist nicht alles, aber ohne Raubwildbejagung ist alles nichts!



NOTIZEN

[illegible]

ZUM AUTOR

Wolfgang Pölzl

E-Mail: wolf.poelzl@gmail.com

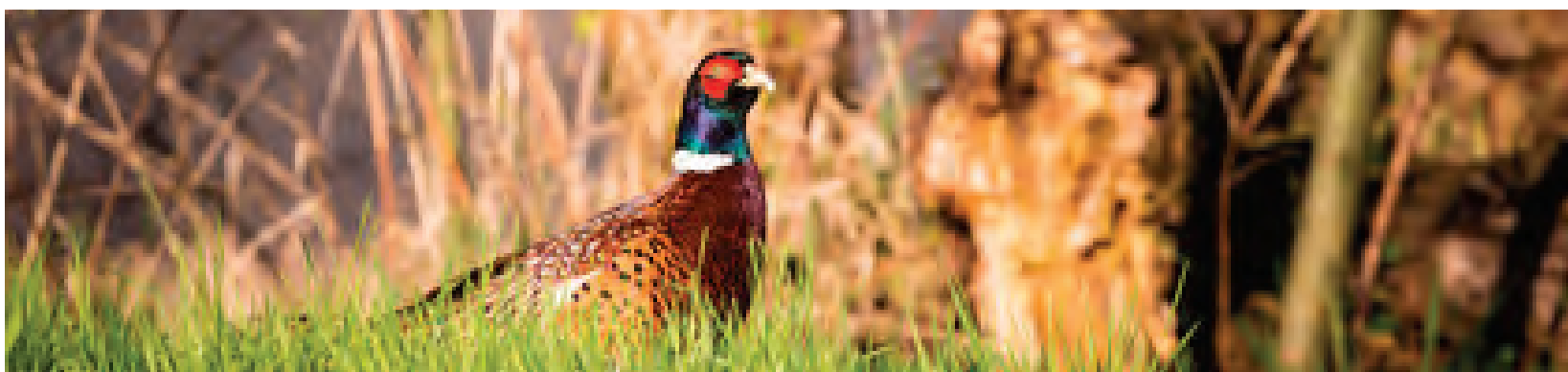
Jäger, Vortragender, Mitglied im Unterausschuss zur Erhaltung der Artenvielfalt, Bezirk Wels-Land OÖ

NOTIZEN

This image shows a single sheet of white paper with horizontal blue ruling lines. The lines are evenly spaced and run across the width of the page. There are no margins, text, or other markings on the paper.

NOTIZEN

This image shows a single sheet of white paper with horizontal blue or grey ruling lines. The lines are evenly spaced and run across the width of the page. There are no margins, text, or other markings on the paper.



OÖ LANDESJAGDVERBAND

Hohenbrunn 1, 4490 St. Florian

Telefon: 07224/20 0 83

e-mail: office@ooeljv.at

www.ooeljv.at